Zb. III 42. a

Volksmährchen

der

Deutschen,

von

Johann August Musäus.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Erster Theil.

Wien, 1846.
Verlegt bei Rudolf Sammer.

Musäus Biographie.

Johann August Musäus wurde 1735 zu Jena geboren. Sein Vater war Landrichter daselbst, wurde aber bald als Rath und Amtmann nach Eisenach versetzt. Der Sohn, ein offner, muntrer Knabe, gewann das Herz seines Vetters, des Superintendenten Weißenborn in Allstädt, der ihn zu sich, und ein Jahr darauf, als er Generalsuperintendent in Eisenach wurde, dahin mit sich zurück nahm. Er war damals neun Jahr alt, und blieb in dem Hause seines Wohlthäters bis zum neunzehnten Jahre. Der gute alte Mann hielt ihn wie seinen eigenen Sohn, und gab ihm eine anständige Erziehung. Vierthalb Jahre studirte der Jüngling in Jena Theologie, wurde darauf Magister, und Mitglied der deutschen Gesellschaft (was damals mehr bedeutete als jetzt), kehrte darauf zu seinen Aeltern zurück, und lebte einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamts, predigte auch oft daselbst nicht ohne Beifall. Ein Zufall verschloß ihm diese Laufbahn. Er sollte Pfarrer bei Eisenach auf dem Lande werden, aber die Bauern wollten ihn

nicht annehmen, — weil er einmal getanzt hatte. Des Engländers Richardson Grandison machte um diese Zeit in Deutschland großes Aufsehen, wurde allgemein gelesen, und verrückte manchen schwachen Lesern den Kopf. Musäus sah das Unwesen, schwang mit nicht schwacher Faust die Geißel der Satyre, und ließ im Jahre **1760** seine Parodie: Grandison der Zweite, drucken; eine Schrift, die nicht ohne Beifall blieb und noch im Jahre **1781** neu aufgelegt wurde. Nach diesem ersten jugendlichen Versuche ließ Musäus lange Zeit die Feder ruhen, und erfüllte dagegen gewissenhaft die Pflichten des Berufs, den ihm das Schicksal anwies. Er wurde im Jahre **1763** Pagenhofmeister am Weimar'schen Hofe, und sieben Jahre nachher Professor am dasigen Gymnasium. Um die schmalen Einkünfte seines Amtes zu verbessern, gab er noch jungen Herren und Damen von Adel Unterricht in der Geschichte u. s. w. In den ersten sechs oder acht Jahren seines Ehestandes nahm er auch Kostgänger in seinem Hause auf, deren Körper und Seele er verpflegte. Endlich trat er nach einem langen Zwischenraume wieder als Schriftsteller auf die Bühne der deutschen Literatur. Mit noch größerer Fülle von Witz und Laune, als in seinem Grandison, schwang er von Neuem die Geißel der Satyre in den Physiognomischen Reisen gegen ein anderes Idol seines Zeitalters: — die Physiognomik, und trug ohne Zweifel viel dazu bei, den Mißbrauch und die zu weite Ausdehnung derselben zu hemmen. Das Buch wurde begierig gelesen, und als der Verfasser endlich das Incognito,

welches er aus Bescheidenheit und Mißtrauen gegen sich selbst bis dahin beobachtet hatte, verließ, da erlangte auch sein Name mit einem Male eine desto größere Celebrität. Aus der Nähe und Ferne drängte man sich jetzt herzu, den berühmten Musäus zu sehen, und ihm seine Bewunderung zu zollen. Dem bescheidenen Manne stieg dieser Weihrauch nicht zu Kopfe. Er blieb, wie er war, erhaben über seinen Ruhm, und zufrieden, als Hausvater ein Mittel gefunden zu haben, sein geringes Einkommen zu verbessern. Da die Bahn jetzt gebrochen war, so faßte er den Gedanken: Volksmährchen der Deutschen zu schreiben, den er auch auf gleich originelle Weise ausführte. Er versammelte, wie man erzählt, zuweilen eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um sich her, setzte sich in ihre Mitte, und ließ sich mit ekelhafter Geschwätzigkeit von ihnen vorplaudern, was er nachher so reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ sich Mährchen erzählen, und bezahlte jedes Mährchen mit einem Dreier. Eines Abends kam seine Frau von einem Besuche zurück. Als sie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von schlechtem Tabak entgegen, und sie erblickte durch diesen Nebel ihren Mann am Ofen sitzend neben einem alten Soldaten, der sein kurzes Pfeifchen zwischen den Zähnen hielt, tapfer darauf losschmauchte, und ihm Mährchen erzählte. Diese Volksmährchen, womit er laut der im Namen des Küsters Runkel geschriebenen Vorrede, eigentlich beabsichtigt, das weinerliche Adagio der Empfindsamkeit zu endigen, und durch die Zauberlaterne

der Phantasie das ennuyirte Publikum eine Zeitlang mit dem schönen Schattenspiele an der Wand zu unterhalten, diese Volksmährchen machten ihn zu einem Lieblingsschriftsteller der Deutschen, und während die Legion Romane, die vor- und nachher wie Pilze hervorschoßen, längst vergessen sind, lies't man Musäus Volksmährchen noch jetzt mit immer neuem Vergnügen. Freund Hein's Erscheinungen in Holberg's Manier, die er 1786 herausgab, sind mehr betrachtend als erzählend. Aber Witz, Laune und Lebensweisheit beleben auch diese erheiternden Todesbetrachtungen durchgehends. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel: Straußfedern, wovon aber nur der erste Band seine Arbeit ist; denn er starb im Jahre der Erscheinung derselben, den 28. October 1787, im zwei und fünfzigsten Jahre seines Alters, an einer höchst seltenen Krankheit: einem Polypen des Herzens. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfaches, aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet.

So schätzbar Musäus als Schriftsteller ist, so war er es doch noch weit mehr als Mensch. Die Hauptzüge seines Charakters waren eine nie getrübte Heiterkeit, der Spiegel einer reinen Seele; herzliche Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit gegen Jedermann, und eine gränzenlose Bescheidenheit. Er war der Letzte, der sich von dem inneren Gehalte seiner Schriften überzeugte, und nur sein kärgliches Einkommen bewog ihn, als Schriftsteller aufzutreten. Einfach und schuldlos waren seine Freuden. Er war von Herz und Sinn wie ein

Kind, und handelte als ein Mann. Er gehört zu den wenigen glücklichen Menschen, die im Laufe des Lebens vielleicht nicht Einen Feind hatten. Wer ihn kannte, liebte ihn und beweinte seinen Tod. Er schrieb Satyren, und Niemand wollte ihm übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Hochachtung der Größeren und Liebe der Geringeren folgten ihm auf jedem Fußtritte. Niemand verstand es besser als er, die Menschen durch den Zauber der Höflichkeit zu gewinnen, die Ansprüche jedes Narren gelten zu lassen, Jedem nachzugeben, dem viel daran gelegen war, Recht zu behalten, keine Thorheiten anzutasten, als mit der Feder in der Hand, und keine Schwachheiten aufzudecken, seine eigenen ausgenommen. Stundenlang erschütterte er das Zwerchfell seiner Freunde, wenn er mit der gutmüthigsten und trockensten Laune von der Welt anfing, sich über sich selbst oder seine Frau lustig zu machen. Unnachahmlich war seine Art und Weise, die geringfügigste Kleinlichkeit zu einer drolligen Erzählung auszuspinnen. Eben der Humor, der ihn als Schriftsteller auszeichnet, war auch in allen Lagen des Lebens sein beständiger Gefährte. Nur selten verließ ihn sein liebenswürdiger Frohsinn, obgleich oft körperliche Leiden, und besonders heftige Kopfschmerzen, ihn quälten, und obgleich sein Leben nur eine Kette von Mühseligkeiten und Anstrengungen war. Ach! es starb in ihm ein sehr rechtschaffener und guter Mann, ein treuer Gatte, ein lieblicher Vater, ein biederer Freund, ein Mann, der immer heiter und zufrieden war mit dem Wenigen, was der Himmel ihm gab, immer noch theilend

mit dem ärmeren Bruder das Wenige, was der Himmel ihm gab, nie sich drückend vor Rang und Gold, um sich Gönner und Reichthum zu erschmeicheln.

Musäus war ein trefflicher Schriftsteller, ausgestattet mit originellem Witz und Laune. Seine Manier hat sehr viel Eigenes und Charakteristisches. Die gute Art und freundliche Miene, womit er, ohne Ansehen der Person, links und rechts seine Geißelschläge austheilt, seine ausgebreitete, wohlverdaute Belesenheit, sein feines Gefühl für das Wahre und Schöne in der wirklichen und literarischen Welt, seine reine, herzliche Jovialität, die nur kitzelt, wenn sie satyrisch wird, nicht die Haut herabzieht, und überall Spuren einer harmlosen, unschuldigen Bonhommie durchscheinen läßt, sein eigener passender Styl, der so reich an Bildern und treffenden Vergleichungen ist, — sind eben so viel Attribute eines unterhaltenden, und zugleich für einen großen Theil des Publikums lehr lehrreichen Schriftstellers. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen, und eine Munterkeit, die zuweilen zur possirlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte Allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt, und suchte manches vollwichtige deutsche Wort, das der Vergessenheit übergeben war, hervor, und brachte es wieder in Umlauf. Ob er gleich auch manches ausländische Wort in seine Schreibart aufnahm, so ist er darum kein Sprachverderber; bei ihm ist Alles so sehr an Ort und Stelle, daß man gar nicht böse darüber werden kann.

Vorrede.

Ich glaube den kleinen Raum, den dieser Vorbericht einnehmen wird, nicht besser anwenden zu können, als wenn ich den Lesern, welche die gegenwärtige neue Ausgabe der beliebten Musäus'schen Volksmährchen, ohne Zweifel auch ohne meine Garantie, erhalten haben würden, Rechenschaft davon gebe, wie ich zu dem Beruf: Herausgeber und Vorredner derselben zu seyn, gekommen bin.

Schon vor geraumer Zeit äußerte die würdige Frau Witwe des seligen Musäus, aus Bewegursachen, denen ich meinen Beifall nicht versagen konnte, den Wunsch gegen mich, eine neue Auflage seiner Volksmährchen, die mit einigem Vortheil für die Seinigen verbunden wäre, veranstalten zu können. Indem wir uns hierüber besprachen, zeigte sich's, daß mit der Verlagshandlung bereits Rücksprache genommen worden, und diese sich vorläufig erklärt hatte: daß, da der Verfasser leider! durch einen zu frühen Tod verhindert worden, selbst die letzte Hand an dieses Werk zu legen, sie sich nicht wohl zu einer bloßen neuen Auflage, hingegen desto williger zu einer neuen Ausgabe entschließen könnte, in so fern sich ein dazu geeigneter Mann von bekanntem Namen fände, welcher sich der Mühe unterziehen wollte, das Ganze sorgfältig zu durchgehen, und die allenfalls nöthigen Verbesserungen vorzunehmen.

Ich versetzte hierauf: meines Wissens wären diese Volksmährchen bei ihrer ersten Erscheinung, als das Beste und Originellste, was wir in diesem Fache besäßen, mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden, und ich selbst hätte, besonders einige dersel-

ben, mit großem Vergnügen gelesen. Was die für nöthig erachtete Revision betreffe, so würde mir leid seyn, wenn sich Jemand anmaßen wollte, an einem so genialen Werke Vieles ändern und meistern zu wollen. Die ganz eigenthümliche und unnachahmliche, naiv-witzige und gutmüthig-schalkhafte Laune des Verfassers mache gerade den vorzüglichsten Reiz dieser Erzählungen aus, und wer viel daran kriteln und schnitteln, feilen und poliren wollte, würde Gefahr laufen, mehr zu verderben als gut zu machen. Das, was eine strenge Kritik (vor deren Richterstuhl Werke dieser Art ohnehin gar nicht gehörten) etwa daran aussetzen könnte, sei mit dem, was mir das Gefälligste und Anziehendste daran scheine, so sehr verwebt, daß es besser gethan seyn werde, die Flecken zu lassen, um nicht wirkliche Schönheiten wegzufeilen; — kurz, außer gewissen ziemlich häufigen Nachlässigkeiten in der Schreibart, wüßte ich wenig oder nichts, was ich an diesen Volksmährchen verändert sehen möchte. Eine Rede, sagt man, gibt die andere, und ich gestehe, daß ich, meinen siebzig Jahren zum Trotz, noch immer Augenblicke habe, wo mein Herz den Kopf übereilt, und das Verlangen, Anderen aus einer Verlegenheit zu helfen, mich selbst unbedachtsamer Weise in noch größere verwickelt. Daß ich's kurz mache: wir sprachen so lange von der Sache, bis das lebhaft erneuerte Andenken an einen Mann, den ich vorzüglich geschätzt hatte, und die Besorgniß, daß die Revision seines Werkes leicht in noch ungeschicktere Hände fallen könnte, mich so lebhaft ergriffen, daß ich mich von freien Stücken zur Uebernahme dieser kleinen Arbeit anbot, ohne mir freilich bei diesem raschen Entschluß träumen zu lassen: die Verlagshandlung werde es zu einer unerläßlichen Bedinguug machen, daß ich mich öffentlich dazu bekennen müsse; — eine Bedingung, die mir (ich ge-

stehe es unverholen) blos deßwegen lästig fällt, weil ich nichts herzlicher hasse, als Alles, was der unbescheidenen Voraussetzung eines Ansehens, worauf ich ganz und gar keinen Anspruch mache, auch nur von fern ähnlich sieht. Ich fühle nur zu wohl, daß das, was an meiner Selbstverläugnung allenfalls Verdienstliches hätte seyn mögen, durch dieses Geständniß verloren geht; aber es sei darum! Ich will nicht für besser angesehen seyn, als ich bin, und damit basta!

Meine Meinung von diesen Erzählungen habe ich bereits zu erkennen gegeben. Die öffentliche Stimme hat längst für sie entschieden; häufige Nachahmungen haben ihre Vorzüge nur in ein desto stärkeres Licht gesetzt. Wiewohl sie nicht alle von gleichem Werthe sind, und der Verfasser, von Eindrücken und Launen des Augenblicks verleitet, zuweilen ein wenig aus dem Ton kommt, und seiner eigenthümlichen Manier nicht immer getreu bleibt; — mit Einem Wort, ungeachtet auch ihm, wie allen Andern, zuweilen was Menschliches begegnet ist, werden sie dennoch unter dem Besten, was das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in dieser Gattung hervorgebracht, zumal unter den Unterhaltungsschriften, welche die Jugend ohne Schaden und vielmehr mit Gewinn für Kopf und Herz lesen kann, ihren wohlverdienten Platz nie verlieren. Mehr hierüber zu sagen, wäre um so überflüssiger, da schon dadurch, daß ich einen beträchtlichen Theil Zeit auf die Besorgung dieser neuen Ausgabe mit Vergnügen verwendet habe, Alles gesagt ist.

Uebrigens wiederhole ich, daß ich mir nicht herausgenommen habe, weder in Materie noch Form, eine bedeutende oder willkürliche Aenderung vorzunehmen. Das größte Verdienst (wenn es anders diese Benennung verdient), so ich mir um dieses unterhaltende Lese-

buch gemacht habe, betrifft meistens blos das Mechanische und Grammatische der Schreibart. Z. B. unrichtige Wortfügungen, allzuhäufige entbehrliche fremde Wörter, mitunter auch wohl niedrig possirliche Ausdrücke, die einem geläuterten Geschmack hätten anstößig seyn können, und was dergleichen mehr ist: besonders die richtige Setzung der Unterscheidungs-Zeichen und eine unendliche Menge von Comma's und Semicolons, welche, wo sie nicht hingehörten, weggestrichen, oder wo sie unentbehrlich schienen, beigefügt werden mußten; — wiewohl mir bei aller angewandten Sorgfalt, Manches noch entgangen seyn mag. Unter die Eigenheiten der Manier des Verfassers rechne ich vornehmlich die vielen und beinahe zu häufigen Anspielungen und Stiche auf längst vergessene literarische Producte und Schriftsteller jener Zeit, oder auf kleine Begebenheiten und Anekdoten, die damals Jedermann bekannt waren, jetzt aber ohne einen Commentar manchem Leser räthselhaft seyn müssen. Unglücklicher Weise bin ich in der Geschichte der elenden Scribenten meiner Zeit schlecht bewandert, und habe für den größten Theil dieser Dinge, wenn ich sie auch ehemals kannte, keine Erinnerung mehr. Zu meinem Bedauern mußte ich also manche Stelle, die einer Erläuterung bedurft hätte, unberührt vorbeigehen; überall aber, wo mir mein Gedächtniß zu Hilfe kam, habe ich die zu besserm Verständniß dienlichen Anmerkungen beizufügen, nicht ermangelt.

Möchte nun das Wenige, was ich aus gutem Willen an diesem schätzbaren Nachlaß, eines in seiner Art einzigen, liebenswürdigen und seinen Freunden unvergeßlichen Mannes, zu thun vermocht habe, seinen piis Manibus zum Wohlgefallen gereichen!

Geschrieben zu Weimar, am 12. Juni 1803.

C. M. Wieland.

Vorbericht

an

Herrn David Runkel,

Denker und Küster an der St. Sebaldskirche in —

meinen sehr werthen Freund.

Wir Schriftsteller pflegen sonst die Vorreden unserer Lucubrationen gewöhnlich an den geneigten Leser, oder an's ganze erlauchte Publikum zu adressiren; ich entsage dieser Gewohnheit aus guten Gründen. Zu bescheiden, mir herauszunehmen, das Auge der Leser in den rechten Sehpunkt zu rücken, oder wie Viele thun, mit Lorgnette und Brille ihnen entgegen zu laufen denn das heißt im Grunde doch, sie sammt und sonders für Dreischrittseher erklären; zu stolz, mein Product ihnen anzupreisen, und zu leuteschen, das ganze erlauchte Publikum in einer Vorrede anzuschreien, das von den Hausirern, die auf den Märkten ihre Waare ausrufen, ungern Notiz zu nehmen scheint, gedenke ich das lediglich mit Ihm, werther Freund, zu verabhandeln, was ich in Autorangelegenheiten gegenwärtig auf dem Herzen habe.

Gleich beim Uranfang unserer Bekanntschaft, welche ich, wie ganz Deutschland, Herrn Daniel Chodowiecky verdanke *), ist

---

*) Die Leser werden ersucht, im Göttingischen Taschenkalender das Monatskupfer zum April vom Jahre 1782 nachzusehen, wenn sie dieser Stelle einen Geschmack abgewinnen wollen.

mir Seine Physiognomie so auffallend gewesen, daß ich von den Talenten Seines Geistes ein sehr günstiges Vorurtheil hege. Schlauheit und Spähungsgeist blickt Ihm unverkennbar aus den Augen. Die gewölbte vorstrebende Stirn gleicht einer silbernen Schüssel, in welcher die Hirndrüse, der goldene Apfel des Verstandes, für die drei operationes mentis allgnugsam Platz und Raum hat; die aufgestutzte Nase scheint eine der weitriechenden zu seyn; die dünnen Lippen und das spitze Kinn — doch beide deuten minder auf Eigenschaften des Geistes als des Herzens; daher enthalte ich mich darüber zu urtheilen, und überlasse diese Prüfung Seiner Geliebten und nun vermuthbaren Eheconsortin, welche Er in dem Augenblick unserer ersten Bekanntschaft mit einem Heirathsantrag unterhielt, wovon zwar kein Wort hörbar, aber doch aus Seiner ganzen Körperform zu urtheilen war, daß Er in einem hohen Tenor perorirte, und jedes auf der Wagschale des Verstandes abgewogne Wort, mit großer Bedächtlichkeit und Präcision über die dürren Lippen fallen ließ.

Mit diesen Talenten versehen, ist Er gerade der Mann, den ich wünsche, um mich gegen Ihn, in Betreff des Büchleins, das Er vor Augen sieht, zu expectoriren.

Bei der flüchtigen Uebersicht des Titels könnte Ihm, wenn er ein Küster von gemeinem Schlage, das ist, der gewöhnlichen Menschen Einer wäre, der schale Gedanke einfallen: wozu dienet dieser Unrath? Mährchen sind Possen, erfunden Kinder zu schweigen und einzuschläfern, nicht aber das verständige Publikum damit zu unterhalten. Allein Seine Physiognomie ist mir Bürge, daß es Ihm nicht begegnen kann, ein so mächtig windschiefes Urtheil ohne nähere Untersuchung der Sache sich entfallen zu lassen. Er, als ein speculativer Kopf und Menschenspäher, hat sonder Zweifel längst die Beobachtung gemacht, daß der menschliche Geist, in seinem unaufhörlichen Ringen und Streben nach Beschäftigung und Unterhaltung, eben so wenig ein Kostverächter ist, als sein Nachbar und Hausgenoß, der Magen,

nach Nahrung und Speise; daß aber der eine wie der andere zu Zeiten eine Abwechselung begehrt, um Ekel und Ueberdruß zu vermeiden. Ich traue Ihm so viel literarische Kenntniß zu, daß Er weiß, wie die Actien der dermaligen Modelectüre laufen, welche zur angenehmen Beschäftigung und Unterhaltung des Geistes bestimmt ist; oder wenn Ihm das Amt der Schlüssel an der St. Sebaldskirche, wie das ein sehr möglicher Fall ist, an der Erweiterung Seiner Erkenntniß sollte hinderlich gewesen seyn, so will ich Ihm nicht verhalten, daß in dem letzten Jahrzehend die leidige Sentimentalsucht in der modischen Büchermanufactur dergestalt überhand genommen, daß der Sturm des Herzensdranges der deutschen Scribenten mehr empfindsame Schriften in's Publikum gewehet hat, als ehedem der heiße Südwind vom Schilfmeer her Wachteln in's israelitische Lager warf. Daher denn eben nicht zu verwundern ist, wenn dem deutschen Publikum eben so, wie vormals dem israelitischen, vor der losen Speise ekelt, und ersteres nach den Zeitbedürfnissen zur Unterhaltung, sich nach einer Abwechselung sehnt. Was ist billiger und leichter, als diesen Wunsch zu vergnügen? Meiner unvorgreiflichen Meinung nach wär's wohl Zeit, die Herzgefühle eine Zeit lang ruhen zu lassen, das weinerliche Adagio der Empfindsamkeit zu endigen, und durch die Zauberlaterne der Phantasie das ennuyirte Publikum eine Zeit lang mit dem schönen Schattenspiel an der Wand zu unterhalten.

Er würde eine große Ignoranz in der Menschenkunde verrathen, mein werther Herr Runkel, wenn Er sich den Zweifel beigehen ließ, ob die Spielwerke der Phantasie dem Geiste auch gnügliche Unterhaltung gewähren, oder mit andern und zweckmäßigern Worten: ob Volksmährchen den empfindsamen Schriften beim lesenden Publikum die Wage halten möchten? das würde beweisen, daß Er noch wenig über die Natur der Seele nachgedacht hätte; die Erfahrung müßte Ihn sonst belehret haben, daß die Phantasie gerade die liebste Gespielin des menschlichen Geistes und die vertrauteste Gesellschafterin durch's

Leben sei, von der ersten Entwickelung der Seele aus der kindischen Hülse, bis zum Einschrumpfen der körperlichen Organisation im späten Alter. Das Kind verläßt sein liebes Spielwerk, Puppe, Steckenpferd und Trommel, der wildeste Gassenläufer sitzt still und horchsam, wenn ein Mährchen, das ist, eine wunderbare Dichtung seine Phantasie anfacht, hört Stunden lang mit gespannter Aufmerksamkeit zu, da er bei der Erzählung wahrer Begebenheiten ermüdet, und sobald als möglich dem instructiven Schröckh entläuft. Der Hang zum Wunderbaren und Außerordentlichen liegt so tief in unsrer Seele, daß er sich niemals auswurzeln läßt; die Phantasie, ob sie gleich nur zu den untern Seelenfähigkeiten gehöret, herrscht wie eine hübsche Magd gar oft über den Herrn im Hause, über den Verstand. Der menschliche Geist ist also geartet, daß ihm nicht immer an Realitäten genügt; seine gränzenlose Thätigkeit wirkt in das Reich hypothetischer Möglichkeiten hinüber, schifft in der Luft und pflügt im Meere. Was wäre das enthusiastische Volk unsrer Denker, Dichter, Schweber, Seher, ohne die glücklichen Einflüsse der Phantasie? Aber auch selbst der kalte Vernünftler gestattet ihr zuweilen ein vertrauliches tête-à-tête, wirft Möglichkeit und Wirklichkeit durcheinander, und bildet sich unterhaltende Träume; oder nutzt die Erfindungen einer fremden Zauberlaterne, um seinen philosophischen Forschungsgeist damit zu nähren. Denn außer Zweifel ist es dem Studium der Menschenkunde angemessen und der Beobachtung eines Denkers anständig, nicht nur zu bemerken, wie Menschen nach ihrer verschiedenen Lage in der wirklichen Welt im Denken und Handeln sich benehmen, sondern auch, wie unsere Väter zu sagen pflegten, zu erlaubter Gemüthsergötzung zu erforschen, wie sie in einer idealischen Welt, wenn andere Umstände und Verhältnisse einträten, sich äußern würden.

Hieraus wird Ihm nun wohl, werther Freund, klar einleuchten, daß die Spiele der Phantasie, welche man Mährchen nennt, zur Unterhaltung des Geistes allerdings sehr bequem sind, und daß das

hochlöbliche Publikum mit dem Tausche, statt des empfindsamen Gewinsels sich mit Volksmährchen amüsiren zu lassen, nichts einbüßen würde. Wenigstens hat bereits die Erfahrung gelehret, daß das italienische Publikum die Volksmährchen des Herrn Carl Gozzi, der ihnen ein dramatisches Gewand gab, sehr günstig aufgenommen. Nun kann es Ihm auch nicht schwer fallen, die allegorische Titelvignette sich zu erklären, welche zu entziffern Er ohne vorgängige Belehrung Seinen speculativen Kopf vergeblich würde angestrengt haben. Wer sieht nicht, daß der Genius Verstand sich freundlich an die wohlgenährte Nymphe Phantasie anschmiegt, und mit ihr traulich im Gebiete ihrer erträumten Zauberpaläste lustwandelt? Oder mit andern Worten: wer sieht nicht, daß die Phantasie nach der Sitte unsers Zeitalters auch hier mit dem Verstande davon läuft?

Nächst dieser wohlgemeinten Belehrung halte ich noch eine anderweite Zurechtweisung für Ihn nicht überflüssig. Er könnte leicht auf den Irrwahn gerathen, der Erzähler dieser Volksmährchen ließe sich beigehen, das Publikum auf einen andern Ton zu stimmen; aber das zu wollen wäre Vermessenheit. Hat doch Klopstock mit all seinem Gewicht und Ansehen nicht vermocht, durch seinen publicirten orthographischen Codex einen einzigen Buchstaben von der Stelle zu rücken, wie könnte ein Scribent ohne Namen sich erdreisten, dem Geschmack des Publikums eine andere Richtung zu geben? Hör' Er, Freund, wie die Sache stehet.

Viele und zum Theil berühmte Männer haben das Bedürfniß, der angenehmen Lectüre ein neues Feld zu eröffnen, damit der Leserenthusiasmus nicht erkalte, der die edle Bücherfabrik in Athem erhält, bereits erkannt, und demselben möglichst abzuhelfen sich bestrebt. Der gelehrte Rector Voß, dessen Name Ihm vermöge des Nexus zwischen Kirch' und Schule nicht unbekannt seyn kann, ist unter uns zuerst darauf verfallen, das lesende Publikum von der abgenutzten Empfindsamkeit zu den mannigfaltigen Spielen der Phantasie zurückzuführen,

und hat rasch die bekannten morgenländischen Erzählungen der Tausend und Einen Nacht ohne Zuthat der geringsten Specerei wieder aufgewärmt. Ob nun gleich diese Olla potrida den Hochgeschmack der Neuheit längst verloren, und solchen in der Voß'schen Küche wahrlich! nicht wieder erlangt hat: so beweis't doch der schnelle Fortgang des Werkes, daß der Meister Koch richtig calculirt und für den Geschmack des Publikums eine interimistische Mahlzeit aufgetischt habe. Zu gleicher Zeit nahm Freund Bürger, der Seifensieder *), aus dem nämlichen Bewegungsgrunde dasselbe Pensum in Arbeit, Vorhabens die ganze Masse umzuschmelzen und nach eigner Composition ein Product daraus zu schaffen, das die Erwartung des Publikums nicht würde getäuscht haben. Aber entweder ist ihm das Feuer zu zeitig ausgegangen, oder die Masse hat sich verkocht, ist umgeschlagen, oder noch nicht zu gehöriger Consistenz gediehen; genug, er hat seine Zusage bis jetzt noch nicht erfüllt. Demungeachtet heißt es hier: et voluisse sat est, um das daraus zu folgern, weßhalb diese historischen Belege hier angezogen werden.

Kennt Er den Wieland'schen Oberon? Ohne Zweifel hat dieses glänzende Meteor auch in dem engbegränzten Horizont Seiner niedrigen Wohnung hinter dem hohen Schieferdache der St. Sebaldskirche geleuchtet. Nun, was ist denn dies Gedicht anders als ein schön versificirtes Mährchen, von achtzehn oder mehr tausend Reimen? Und hat nicht die erhabene Beherrscherin eines Welttheiles, die Früchte einer blühenden Einbildungskraft unlängst zum Nutzen und Vergnügen ihrer thronwürdigen Enkel reifen lassen?

Daß eine solche Concurrenz mehrerer zu einer Classe gehörigen auf-

---

*) Laut öffentlicher Ankündigung von der zu unternehmenden Umschaffung der Tausend und Einen Nacht mit dem Motto:

Help Gott mit Gnaden
Hie wird och Seepe gesaden.

fallenden Producte, in dem Geschmack der Lesebücher aller Wahrscheinlichkeit nach eine Revolution bewirken werde, kann Ihm als einem feinen Denker nicht verborgen seyn, und was Er vermöge dieser Belehrung einsieht, das hat der weise Raspe in Nürnberg durch eigne Speculation bereits seit Jahr und Tag eingesehen, welcher flugs mit einer neuen Auflage der veralteten hölzernen Uebersetzung des Cabinets der Feen von der Madame d'Aunoy in neun Theilen zum Vorschein gekommen ist, ohne zu besorgen, daß ihm die ganze Auflage, oder nur Ein Exemplar davon zu Maculatur werde.

Hieraus, werther Freund, wird Er unschwer ermessen, daß der Referent gegenwärtiger Mährchen kein ander Verdienst sich zueignen könne, als das, in dem wieder neuangebauten Felde der unterhaltenden Lectüre ein eignes Stückchen Acker eingezäunt zu haben, um unter den verschiedenen Gattungen von Mährchen, das Volksmährchen, auf dessen Cultur bisher noch kein deutscher Scribent verfallen war, zu bearbeiten. Aber da ist ein böser Nachbar gekommen, welcher, da der neue Pflanzer mit Schippe und Spaten geschäftig war, sich einfallen läßt, gerade neben ihm sich anzusetzen, durch gleiches Beginnen ihm in's Metier zu greifen, und frischweg im Ostermeßkataloge die Früchte seiner Ernte, ohne Mißwachs oder Wetterschlag zu ahnen, auf künftige Herbstmesse anzukündigen *). Um daher seine wohlgegründeten Prioritätsjura zu wahren, und bei Ihm, Herr Patron, nicht in den Verdacht zu gerathen, als ob Sein Client Jemands Nachtreter sei, oder auf einen Einfall, der bereits das Eigenthum eines Andern war, Jagd gemacht zu haben, hat sich dieser zu seiner Legitimation genothdrungen gesehen, zwischen der Meßzeit mit seinem Spicilegium hervorzutreten, und das ist die Ursache, werther Freund, daß Er diese Bogen zu einer Zeit empfängt, wo die Meßproducte sonst

*) Unter dem Titel: Volksmährchen aus verschiedenen Sprachen übersetzt. Berlin.

noch nicht zu reisen pflegen. Beiläufig sieht Er hieraus, was die Autorambition für eine zarte empfindsame Pflanze sei, die eine so sorgfältige Procedur zu erfordern scheinet; wiewohl es sich begeben kann, daß beide Erzähler sich gar nicht in den Weg treten. Denn da der Berliner nur Uebersetzungen verheißt, hier aber, wie Er vor Augen sieht, vaterländische Originale aufgetischt werden, so kann es leicht seyn, daß der Eine von uns eine Stiege Hühner, der andere Gänse zu Markte trägt, die doch nicht einerlei sind, ob sie gleich beide zu der Familie der Hausthiere oder des zahmen Geflügels gehören.

Noch find' ich, werther Herr Runkel, dies und das in Seinem Kopfe zu berichtigen, ehe wir uns scheiden, um zu verhüten, daß Er, an dessen günstigem Urtheil mir Alles liegt, diese Probe nicht schief beurtheile. Dieser Fingerzeig betrifft Wesen, Form, Ton und Haltung der vorliegenden Erzählungen.

Volksmährchen sind keine Volksromane, oder Erzählungen solcher Begebenheiten, die sich nach dem gemeinen Weltlaufe wirklich haben zutragen können; jene veridealisiren die Welt, und können nur unter gewissen conventuellen Voraussetzungen, welche die Einbildungskraft, so lange sie ihrer bedarf, als Wahrheit gelten läßt, sich begeben haben. Ihre Gestalt ist mannigfalitg, je nachdem Zeiten, Sitten, Denkungsart, hauptsächlich Theogenie und Geisterlehre jedes Volkes, auf die Phantasie gewirket hat. Doch dünkt mich, der Nationalcharakter veroffenbare sich darin eben sowohl, als in den mechanischen Kunstwerken jeder Nation. Reichthum an Erfindung, Ueppigkeit und Ueberladung an seltsamen Verzierungen zeichnet die morgenländischen Stoffe und Erzählungen aus; Flüchtigkeit in der Bearbeitung, Leichtigkeit und Flachheit in der Anlage, die französischen Feereien und Manufacturwaaren; Anordnung, und Uebereinstimmung und handfeste Composition, die Geräthschaft der Deutschen und ihrer Dichtungen.

Volksmährchen sind aber auch keine Kindermährchen;

denn ein Volk, weiß Er wohl, bestehet nicht aus Kindern, sondern hauptsächlich aus großen Leuten, und im gemeinen Leben pflegt man mit diesen anders zu reden, als mit jenen. Es wäre also ein toller Einfall, wenn Er meinte, alle Mährchen müßten im Kinderton der Mährchen meiner Mutter Gans erzählet werden. Ob Er gleich Seinem Amt und Beruf nach mit dem Orgelton nichts zu schaffen hat, wie ihm im Göttinger Taschenkalender fälschlich beigemessen wird *): so weiß ich doch, daß Er überhaupt viel auf guten Ton hält. Darum merke Er zu beliebiger Notiz, daß ich den Ton der Erzählung, so viel möglich, nach Beschaffenheit der Sache und dem Ohr der Zuhörer, das heißt, einer gemischten Gesellschaft, aus Groß und Klein zu bequemen bemüht gewesen bin. Hab' ichs Ihm, werther Herr Runkel, damit zu Danke gemacht, so ist mir's angenehm; wo nicht, so thut mir's leid. Wenn Er sich inzwischen den Erzähler als Componisten denkt, der eine ländliche Melodie mit Generalbaß und schicklicher Instrumentalbegleitung versieht: so, hoffe ich, wird schon Alles recht seyn.

Uebrigens ist keins dieser Mährchen von eigner oder ausländischer Erfindung, sondern, so viel ich weiß, sind sie insgesammt einheimische Producte, die sich seit mancher Generation, bereits von Urvätern auf Enkel und Nachkommen durch mündliche Tradition fortgepflanzt haben. Im Wesentlichen ist daran nichts verändert; sie sind nicht eingeschmolzen, auch nicht umgeprägt wie ehedem die französischen Goldmünzen, auf welchen in einem seltsamen Gemisch, Ludwig des XV. Bildniß oft mit der Perrücke oder Nase seines Aeltervaters zum Vorschein kommt. Doch hat sich der Verfasser erlaubt, das Vage dieser Erzählungen zu localisiren und sie in Zeiten und Oerter zu versetzen, die sich zu ihrem Inhalt zu passen schienen. Ganz in ihrer eigenthümlichen Gestalt waren sie nicht wohl zu pro-

*) Man sehe oftbelobten Kalender S. 106.

duciren. Ob es aber mit Bearbeitung dieser rohen Massen ihm also gelungen, wie seinem Nachbar dem Bildner, der mit kunstreicher Hand durch Schlägel und Meißel, aus einem unbehüflichen Marmorwürfel bald einen Gott, bald einen Halbgott oder Genius hervorgehen läßt, der nun in den Kunstgemächern pranget, da er vorher ein gemeiner Mauerstein war: das zu entscheiden, werther Herr Runkel, ist jetzt Seine Sache.

Geschrieben im Rosenmond 1782.

Volksmährchen

der

Deutschen.

Erster Theil.

Die Bücher der Chronika
der
drei Schwestern.

Erstes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete all sein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offne Tafel; wer bei ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Bankett, und alle Gäste taumelten mit frohem Muthe von ihm hinweg. Er liebte Bretspiel und Würfel; sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Haiducken, in prächtiger Livree, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und sein Silbergeschirr, entließ die Bedienten und erschoß die Hunde; von seinem ganzen Eigenthume blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldschloß, eine tugendsame Gemahlin und drei wunderschöne Töchter. In diesem Schlosse haus'te er, von aller Welt verlassen; die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allerseits der Kochkunst nicht kundig waren, wußten sie nichts als Kartoffeln zu sieden. Diese frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa so schlecht, daß er grämlich und mißmuthig wurde, und in dem weiten leeren Hause lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände seinen Unmuth widerhallten. An einem schönen

Sommermorgen ergriff er aus Spleen seinen Jagdspieß, und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um sich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu lassen.

Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sei; manchen Wanderer hatte es schon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böse Gnomen erdrosselt oder wilde Thiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unsichtbaren Mächten; er stieg rüstig über Berg und Thal, und kroch durch Busch und Dickicht, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einen hohen Eichbaum, um mit einigen gesottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, dem ganzen Vorrath seiner Jagdtasche, sein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hub er seine Augen auf, siehe da! ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme Graf erschrack gewaltig über diesen Anblick; entfliehen könnt' er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerspieß in die Hand, sich damit zu vertheidigen, so gut er konnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal stand's und brummte ihm vernehmlich diese Worte entgegen: »Räuber! plünderst du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen!« »Ach,« bat der Graf, »ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüstert nicht nach eurem Honig, ich bin ein biedrer Rittersmann. Seid ihr bei Appetit, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb und seid mein Gast.« Hierauf tischt' er dem Bären alle Kartoffel in seinem Jagdhut auf. Dieser aber verschmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: »Unglücklicher, um diesen Preis lösest du dein Leben nicht; versprich mir deine große Tochter Wulfild Augenblicks zur Frau, wo nicht, so freß' ich dich!« In der Angst hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter zugesagt, und seine Gemahlin oben drein, wenn er sie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gesetz. »Sie soll die Eure seyn, Herr Bär,« sprach der Graf, der anfing sich wieder zu erholen; »doch,« setzte er trieglich hinzu, »unter dem Beding, daß ihr nach Lan-

desbrauch die Braut löset, und selber kommt, sie heimzuführen.« »Topp,« murmelte der Bär, »schlag ein,« und reichte ihm die rauhe Tatze hin, »in sieben Tagen lös' ich sie mit einem Centner Gold und führe mein Liebchen heim.« »Topp,« sprach der Graf, »ein Wort ein Mann!« Drauf schieden sie im Frieden aus einander; der Bär trabte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an.

Es versteht sich, daß ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär ist. Das merkte der Graf wohl; darum dachte er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen, und sich in seiner festen Burg so zu verschanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dachte er bei sich selbst, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er am Ende gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenschaften eines natürlichen Bären. Er wird also doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel; oder durch's Schlüsselloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen, wie ein Gespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen.

Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und den Fräulein das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen scheußlichen Bären vermählt werden sollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmuth und Entsetzen. Papa aber ging hinaus, beschauete die Mauern und Gräben um's Schloß her, untersuchte, ob das eiserne Thor schloß- und riegelfest sei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein, hochgebaut unter der Zinne und wohlvermauert, darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte, und sich schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen, und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her groß Getöse, als sei das wilde Heer im Anzug. Peitschen knallten, Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatscarrosse, mit Reitern umringt, rollte über's Blachfeld daher an's Schloßthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Carrosse, schön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberstück. Um seinen Hals hatte er eine goldene Kette dreimal geschlungen, in der ein Mann aufrecht stehen konnte; um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder befestigte, wär' ein Herzogthum feil gewesen. Rasch, wie Sturm und Wirbelwind flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in seinem Arm die erschrockene Braut herab.

Ueber dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen, und Ritter und Reisige im Hofe erblickte, und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der sie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhr's ihm durch's Herz, und er erhob groß Klaggeschrei: »Ade, mein Töchterlein! Fahr' hin, du Bärenbraut!« Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Aeltern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter, und sahen einander stumm und staunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsspuk, ergriff ein Bund Schlüssel und lief auf die Warte, und öffnete die Klause; aber sie fand weder ihre Tochter noch etwas von ihrer Geräthschaft; doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Lucke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte das Getümmel und Jauchzen des

Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurme herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drei Tage lang, und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen, und wie er über den Hof ging, stand da eine feine dichte Kiste von Ebenholz, wohlverwahrt und schwer zu heben. Er ahnete leicht, was drinnen sei; die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf, und fand einen Centner Goldes, eitel Dublonen, Eines Schlags. Erfreut über diesen Fund, vergaß er all sein Herzleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die holden Fräulein; nahm Diener in Sold, und hob von Neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen schaarenweis, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts, als einen alten Falken. Die Gräfin sott mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln, und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruß und Langeweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen, der hob sich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalsen wollte, und sein liebes Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf, und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die

Ohren: »Verwegner, warum beunruhigst du mein Luftrevier mit deinem Federspiele? Den Frevel sollst du mit deinem Leben büßen.« Aus dieser Vogelsprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach: »Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab' ich euch gethan? Mein Falk hat seine Schuld ja abgebüßt, den laß' ich euch, stillt euren Appetit.« »Nein,« fuhr der Adler fort, »mich lüstert eben heut nach Menschenfleisch, und du scheinst mir ein fetter Fraß.« »Pardon, Herr Adler,« schrie der Graf in Todesangst, »heischt, was ihr wollt von mir, ich geb' es euch; nur schont meines Lebens.« »Wohl,« versetzte der mörderische Vogel, »ich halte dich beim Wort; du hast zwei schöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Versprich mir deine Adelheid zur Frau, so laß' ich dich mit Frieden ziehen, und löse sie von dir mit zwei Stufen Gold, jede einen Centner schwer. In sieben Wochen führ' ich mein Liebchen heim.« Hierauf schwang sich das Ungethüm hoch empor, und verschwand in den Wolken.

In der Noth ist Einem Alles feil. Da der Vater sah, daß der Handel mit den Töchtern so gut von Statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hause, und verhehlte sorgfältig sein Abenteuer; theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen; theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht schwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe sich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin, und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Weberstuhle, so fein wie Batist, welche sie unfern der Burg auf einem frischen Rasenplatze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daß die schöne Spinnerin ihr Schicksal ahnete; obgleich der Vater, der doch etwas schwermüthig wurde, als der Termin der Heimsuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längst ver-

gessen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondrische Grillen. Sie hüpfte sorgenlos bei Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen, und breitete ihre Leinwand aus, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte, und nun ein wenig umherschauete, sah sie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg sie sich hinter einen wilden Rosenbusch, der eben in voller Blüte stand, und glotzte hervor, die prächtige Cavalcade zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger schlanker Mann in offnem Helm, sprengte an den Busch, und sprach mit sanfter Stimme: »Ich sehe dich, ich suche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; rasch schwing dich hinter mich auf's Roß, du schöne Adlerbraut!« Adelheid wußte nicht wie ihr geschah, da sie diesen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß: aber der Beisatz, Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erstarren; sie sank in's Gras, ihre Sinnen umnebelten sich, und beim Erwachen befand sie sich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühstück; und als Adelheid dabei fehlte, schickte sie die jüngste Tochter hinaus, zu sehen, wo sie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter schwanete nichts Gutes, sie wollte sehen, warum ihre Töchter so lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen sei; das Herz schlug laut in seiner Brust; er schlich sich zu dem Rasenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid suchten, und sie ängstlich beim Namen riefen, und auch er ließ seine Stimme weidlich erschallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umsuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Rosenbusch vorbei, da sah er was blinken, und wie er's genau betrachtete, waren's zwei goldene Eier, jedes einen Centner schwer. Nun konnt' er nicht länger anstehen, seiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. »Schandbarer Seelenverkäufer,« rief sie aus, »o Vater! o Mörder! opferst

du um schändlichen Gewinnstes willen also dein Fleisch und Blut dem Moloch auf?« Der Graf, sonst wenig beredsam, vertheidigte sich jetzt auf's Beste, und entschuldigte sich mit der dringenden Gefahr seines Lebens: aber die trostlose Mutter hörte nicht auf, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen. Er wählte also das unfehlbarste Mittel, allem Wortstreit ein Ende zu machen, er schwieg und ließ seine Dame reden so lange sie wollte, brachte indessen die goldnen Eier in Sicherheit, und wälzte sie gemach vor sich her; legte darauf Wohlstands halber drei Tage lang Familientrauer an, und dachte nur darauf, wie er seine vorige Lebensart beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elysium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den stattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindsamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegensten Orten die edelsten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin, aber unter so vielen Freiwerbern hielt die Wahl schwer, denn Einer übertraf den Andern immer an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Bertha kührte und wählte so lang, bis die goldnen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, zur Größe von Haselnüssen geschmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Einöde an, und die hohe Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmuthig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer; und fand keins, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er sich gleich nicht hinein-

wagte, so ging er doch eine Strecke an der Brahne hin, und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freuete er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen; daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicher Weise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe. Er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teiche herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte, und ruderte, vergnügt über seine Beute, dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Nachen in vollem Laufe fest und unbeweglich, als säße er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Wasser verrann rings umher, das Fahrzeug schien an einer Klippe zu hängen, und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fischer war dabei nicht wohl zu Muthe. Obgleich der Nachen wie angenagelt stand, so schien sich doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der Weiher dehnte sich zu einer großen See aus, die Wogen schwollen auf, die Wellen rauschten und schäumten, und mit Entsetzen ward er inne, daß ein ungeheurer Fisch ihn und seinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fisch unter, der Nachen ward wieder flott, aber einen Augenblick darauf erschien das Meerwunder über dem Wasser, sperrte einen abscheulichen Rachen, gleich der Höllenpforte, auf, und aus dem finstern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: »Kühner Fischer, was beginnst du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen!« Der Graf war nun bereits mit dergleichen Abenteuern so bekannt worden, daß er wußte, wie er sich dabei zu benehmen hätte. Er erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, da er merkte, daß der Fisch doch ein

vernünftig Wort mit sich reden ließ, und sprach ganz dreist: »Herr Behemot, verletzt das Gastrecht nicht, vergönnt mir ein Gericht Fische aus eurem Weiher; sprächt ihr bei mir ein, so ständ' euch Küch' und Keller gleichfalls offen.« — »So traute Freunde sind wir nicht,« versetzte das Ungeheuer; »kennst du noch nicht des Stärkern Recht, daß er den Schwächern frißt? Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu verschlingen, und ich verschlinge dich!« Hier riß der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollt' er Schiff mit Mann und Maus verschlingen. »Ach schonet, schont mein Leben,« schrie der Graf, »ihr seht, ich bin ein mageres Morgenbrot für euren Wallfischbauch!« Der große Fisch schien sich etwas zu bedenken; »wohlan,« sprach er, »ich weiß, du hast eine schöne Tochter, versprich mir die zum Weibe, und nimm dein Leben zum Gewinn.« Als der Graf hörte, daß der Fisch aus diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht. »Sie stehet zu Befehl,« sprach er, »ihr seyd ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater sein Kind versagen wird. Doch, womit löset ihr die Braut nach Landesbrauch?« — »Ich habe,« erwiederte der Fisch, »weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieses Sees liegt ein großer Schatz von Perlenmuscheln, du darfst nur fordern.« — »Nun,« sagte der Graf, »drei Himten Zahlperlen sind wohl nicht zu viel für eine schöne Braut.« — »Sie sind dein,« beschloß der Fisch, »und mein die Braut; in sieben Monden führ' ich mein Liebchen heim.« Hierauf stürmt' er lustig mit dem Schwanze, und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte seine Forellen nach Hause, ließ sie sieden, und sich diese Karthäusermahlzeit nebst der Gräfin und der schönen Bertha wohl schmecken. Das arme Fräulein ahnete nicht, wie theuer ihr dies Mahl zu stehen kommen würde.

Unterdessen nahm der Mond sechsmal ab und zu, und der Graf hatte sein Abenteuer beinahe vergessen; als aber der Silbermond zum siebenten Mal sich zu runden begann, dacht' er an die bevorstehende Katastrophe, und um kein Augenzeuge davon zu seyn, drückte er sich

ab, und unternahm eine kleine Reise in's Land. In der schwülen Mittagsstunde, am Tage des Vollmonds, sprengte ein stattlich Geschwader Reiter an's Schloß; die Gräfin, bestürzt über so vielen fremden Besuch, wußte nicht, ob sie die Pforte öffnen sollte oder nicht. Als sich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward im aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Ueberflusses in der Burg den Turnieren beigewohnt, und zu Schimpf und Ernst gestochen, auch manchen Ritterdank von der schönen Bertha Hand empfangen, und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch seit der Glücksveränderung des Grafen, war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edlen Ritter und seinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß sie nichts hatte, ihm aufzutischen. Er aber trat sie freundlich an, und bat nur um einen Trunk frisches Wasser aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nannte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und credenzte dem Ritter eine krystallene Schale. Er empfing sie aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit, daß sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehte sie sich nach der Thür, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub darunter und die schönsten wohlriechenden Blumen ringsumher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, sie sah weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war weder Ritter noch Knappe; sie rief ihre Tochter Bertha, suchte sie im ganzen Hause, und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte; und die von außen anzufühlen waren, als wären sie

mit Erbsen gefüllt; genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Die gute Mutter überließ sich ganz ihrem Schmerz, und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnt' ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte, denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und frug nur nach den Erbssäcken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß, wie die großen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt, und von dem reinsten Wasser. Sie sah wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von seinem Reichthum und Stande eine große Meinung, und tröstete sich damit, daß dieser Eidam kein Ungeheuer, sondern ein stattlicher Ritter sei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Aeltern zwar alle ihre schönen Töchter eingebüßt, aber dafür besaßen sie einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schlosse, die um die köstlichen Zahlperlen handelten. Der Graf lösete seine Städte ein, that das Waldschloß an einen Lehensmann aus, bezog seine vormalige Residenz, richtete den Hofstaat wieder ein, und lebte nun nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth; denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand sich in großer Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte sich über den Verlust ihrer Fräulein nicht beruhigen; sie trug beständig Trauerkleider, und wurde nimmer froh. Eine Zeit lang hoffte sie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu sehen, und so oft ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete sie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermochte es endlich nicht länger über sich, sie mit leerer Hoffnung hinzuhalten;

in der traulichen Bettkammer, welche so manchem Männergeheimniß Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieser herrliche Eidam ein scheußlicher Fisch sei. »Ach,« erseufzte die Gräfin, »ach, ich unglückliche Mutter! Hab' ich darum Kinder geboren daß sie ein Raub grausender Ungeheuer werden sollten? Was ist alles Erdenglück, was sind alle Schätze für eine kinderlose Mutter!« — Liebes Weib,« antwortete der Graf, »beruhige dich; es ist nun einmal nicht anders; wenn's von mir abhinge, sollt' es dir an Kindersegen nicht gebrechen.« Die Gräfin nahm diese Worte sehr zu Herzen. Sie meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß sie altere und die Unfruchtbare im Hause sei; denn er selbst war noch ein feiner rüstiger Mann. Darüber betrübte sie sich so sehr, daß sie in große Schwermuth fiel, und Freund Hain wär' ihr wohl ein willkommener Gast gewesen, wenn er bei ihr eingesprochen hätte.

Zweites Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Theil an dem Leiden ihrer guten Frau, und jammerten und weinten mit ihr; suchten sie auch wohl zu Zeiten durch Sang und Saitenspiel aufzuheitern; aber ihr Herz war keiner Freude mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weisen Rath, wie der Geist des Trübsinns weggebannt werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, das den Kummer der Gräfin gemindert hätte. Die Jungfrau, welche ihr das Handwasser reichte, war vor allen andern Dirnen klug und sittsam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten; sie hatte ein empfindsames Herz, und der Schmerz ihrer Herrschaft lockte ihr manche Thräne in's Auge. Um nicht vorlaut zu scheinen, hatte sie immer geschwiegen; endlich konnte sie dem innern Drange nicht länger widerstehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. »Edle Frau,« sagte sie, »wenn ihr mich hören wolltet, so wüßt' ich euch wohl ein Mittel zu sagen, das die Wunden eures Herzens heilen sollte.« Die Gräfin sprach: »Rede!« — »Unfern von eurer Residenz, »fuhr die Jungfrau fort,« wohnet ein frommer Einsiedler in einer schauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Noth ihre Zuflucht nehmen. Wie wär's, wenn ihr von dem heiligen Manne Trost und Hilfe begehrtet? wenigstens würde sein Gebet euch die Ruhe eures Herzens wieder geben.«

Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag, sie hüllte sich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, eröffnete ihm ihr Anliegen, beschenkte ihn mit einem Rosenkranze von Zahlperlen, und bat

um seinen Segen. Dieser war dann auch so kräftig, daß, eh' ein Jahr verging, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war, und eines jungen Sohns genaß.

Groß war die Freude der Aeltern über den holden Spätling. Die ganze Grafschaft verwandelte sich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeit bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald, das Wunderkind. Der Knabe war schön, wie der leibhafte Amor selbst, und seine Erziehung wurde mit solcher Sorgfalt betrieben, als ob die Morgenröthe der philanthropistischen Methode damals schon angebrochen gewesen wäre. Er wuchs lustig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, so verlosch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn sie den kleinen lächelnden Reinald in die Arme schloß, träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmüthig: »Gute Mutter, was weinst du?« Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers: denn außer dem Gemahl wußte Niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingekommen waren. Manche speculativen Köpfe wollten wissen, sie wären von irrenden Rittern entführt worden, welches damals nichts Ungewöhnliches war; Andere behaupteten, sie lebten in einem Kloster versteckt; doch Andere wollten sie im Gefolge der Königin von Burgund, oder der Gräfin von Flandern gesehen haben. Durch tausend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter endlich das Geheimniß ab; sie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schwestern mit allen Umständen, und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herzen. Nun hatte er keinen andern Wunsch, als wehrhaft zu seyn, um auf das Abenteuer auszugehn, seine Schwestern im Zauberwalde aufzusuchen und ihren Zauber zu lösen. Sobald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heerzug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freuete sich des rit-

terlichen Muthes seines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und ließ ihn mit Segen von sich, so ungern auch die sorgsame Mutter in den Abschied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter seine Vaterstadt im Rücken, so verließ er die Heerstraße, trabte mit romantischem Muth auf das Waldschloß zu, und begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohlbehielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch Alles in süßem Schlummer lag, sattelte er sein Roß, ließ sein Gefolge zurück, und jagte voll Muth und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüsch, und vom Huf seines Pferdes schalleten die schroffen Felsen wieder. Alles um ihn her war einsam und öde, und die dicht verwachsenen Bäume schienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu versperren. Er stieg vom Pferde, ließ es grasen, und machte sich mit seinem Schwert einen Weg durch den Busch, kletterte an steilen Felsen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches sich ein klarer Bach schlängelte. Er folgte den Krümmungen desselben; in der Ferne öffnete eine Felsengrotte ihren unterirdischen Schlund, vor welcher Etwas, das einer menschlichen Figur ähnlich war, sich zu regen schien. Der kecke Jüngling verdoppelte seine Schritte, nahm den Weg zwischen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch, und sah eine junge Dame im Grase sitzen, die einen kleinen ungestalten Bären auf dem Schooße liebkos'te, indeß noch ein größerer um sie schäckerte, bald ein Männchen machte, bald einen possirlichen Purzelbaum schlug, welches Spiel die Dame sehr zu belustigen schien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für seine Schwester Wulfild, und sprang hastig aus seinem Hinterhalte hervor, sich ihr zu entdecken. Sobald sie aber den jungen Mann erblickte, that sie einen lauten Schrei; warf den kleinen Bären in's Gras, sprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängstlicher Geberde also an: »O

Jüngling, welcher Unglücksstern führt dich in diesen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt all' Menschenkind, die seiner Wohnung nahen, flieh und errette dich!« Er neigte sich züchtiglich gegen die bildschöne Dame und antwortete: »Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne diesen Wald und seine Abenteuer, und komme, den Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält.« »Thor!« sprach sie, »wer bist du, daß du es wagen darfst, diesen mächtigen Zauber zu lösen, und wie vermagst du das?« Er: »Mit diesem Arm und durch dies Schwert! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieser Zauberwald drei schöne Töchter raubte. Bist du nicht Wulfild, seine Erstgeborne?« Ob dieser Rede entsetzte sich die Dame noch mehr, und staunte den Jüngling mit stummer Verwunderung an. Er nutzte diese Pause und legitimirte sich durch so viele Familiennachrichten, daß sie nicht zweifeln konnte, Reinald sei ihr Bruder. Sie umhalsete ihn zärtlich, aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der augenscheinlichen Gefahr, worin sein Leben schwebte.

Die schöne Wulfild führte hierauf ihren lieben Gast in die Höhle, um da einen Winkel auszuspähen, ihn zu beherbergen. In diesem weiten düstern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bären und seinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber stand ein prächtiges Bette, mit rothem Damast behangen und mit goldenen Tressen besetzt, für die Dame. Reinald mußte sich bequemen, eiligst unter der Bettlade Platz zu suchen, und da sein Schicksal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräusch war ihm bei Leib und Leben untersagt, besonders prägte ihm die angstvolle Schwester wohl ein, weder zu husten noch zu niesen.

Kaum war der junge Waghals an seinem Zufluchtsorte, so brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein, und schnoberte mit blutiger Schnauze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde ausgespürt und ihn zerrissen. Wulfild saß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen, denn sie sah bald, daß der Herr Gemahl seine Bärenlaune hatte, weil

er vermuthlich den fremden Gast in der Höhle merkte. Sie unterließ deßhalb nicht, ihn zärtlich zu liebkosen, streichelte ihn sanft mit ihrer sammetweichen Hand den Rücken herab, und krauete ihm die Ohren; aber das grämliche Vieh schien wenig auf diese Liebkosungen zu achten. »Ich wittere Menschenfleisch,« murmelte der Fresser aus seiner weiten Kehle. »Herzensbär,« sagte die Dame, »du irrst dich, wie käm' ein Mensch in diese traurige Einöde?« — »Ich wittere Menschenfleisch,« wiederholte er, und spionirte um das seidene Bette seiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zu Muthe, und trotz seiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirne. Indessen machte die äußerste Verlegenheit die Dame herzhaft und entschlossen: »Freund Bär,« sprach sie, »bald treibst du mir's zu bunt, fort hier von meiner Lagerstatt, oder fürchte meinen Zorn!« Der Schnauzbär kümmerte sich wenig um diese Drohung, und hörte nicht auf, um den Bettumhang herum zu tosen. Allein so sehr er auch Bär war, so stand er gleichwohl unter dem Pantoffel seiner Dame. Wie er aber Miene machte, seinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte sich Wulfild ein Herz, und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Fußtritt in die Lenden, daß er ganz demüthig auf seine Streu kroch, sich nieder kauerte, brummend an den Tatzen sog und seine Jungen leckte. Bald darauf schlief er ein und schnarchte wie ein Bär. Sogleich erquickte die traute Schwester ihren Bruder mit einem Glase Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, gutes Muths zu seyn, nun sei die Gefahr größten Theils vorüber. Reinald war von seinem Abenteuer so ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel, und mit dem Schwager Bär um die Wette schnarchte.

Beim Erwachen befand er sich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit seidenen Tapeten. Die Morgensonne blickte freundlich zwischen den aufgezogenen Gardinen herein; neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Taburets seine Kleider und die ritterliche Waffenrüstung, auch stand ein silbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu schellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der schau-

dervollen Höhle in einen so prächtigen Palast sei versetzt worden, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume, oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieser Ungewißheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, fragte nach seinen Befehlen, und meldete, daß seine Schwester Wulfild und ihr Gemal Albert der Bär seiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß vor die Stirn trat, so ließ er sich doch rasch ankleiden, und trat in's Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Haiducken antraf. Mit diesem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorsäle zum Audienzzimmer, wo ihn seine Schwester mit dem Anstande einer Fürstin empfing. Neben sich hatte sie zwei allerliebste Kinder, einen Prinzen von sieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albert der Bär herein, der jetzt sein grausendes Ansehn und alle Eigenschaften eines Bären abgelegt hatte, und als der liebenswürdigste Prinz erschien. Wulfild stellte ihm ihren Bruder vor, und Albert umhalsete seinen Schwager mit aller Wärme der Freundschaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all' seinem Hofgesinde durch einen feindseligen Zauber auf gewisse Tage verzaubert. Er genoß nämlich die Vergünstigung, alle sieben Tage von einer Morgenröthe bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die silbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau auf's Land; das Schloß verwandelte sich in einen schroffen unersteiglichen Felsen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Cascaden in stehende trübe Sümpfe, der Inhaber des Schlosses wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dächse und Marder, die Hofdamen und Zofen Eulen und Fledermäuse, die Tag und Nacht girrten und wehklagten.

An einem solchen Tage der Entzauberung war es, wo Albert seine Braut heimführte. Die schöne Wulfild, die sechs Tage geweint hatte, daß sie an einen zottigen Bären vermählt werden sollte, ließ ihren Trübsinn schwinden, als sie sah, daß sie sich in den Armen eines jungen wohlgemachten Ritters befand, der so minniglich sie umfaßte, und sie in einen herrlichen Palast einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von schönen Dirnen in Myrthenkränzen mit Gesang und Saitenspiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entlediget, und mit königlichem Brautschmuck angethan. Ob sie gleich nicht eitel war, so konnte sie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgestalt nicht verhehlen, da ihr die krystallenen Spiegel von allen Wänden des Brautgemachs tausend Schmeicheleien sagten. Ein prächtiges Gastmal folgte auf die Vermählungsceremonie, und ein glänzender Prunkball beschloß die Feierlichkeit des festlichen Tages. Die reizende Braut athmete Wonne und Seligkeit in den Gefühlen der Liebe, die an ihrem Brauttage, nach der Sitte der keuschen Vorwelt, sich zum ersten Mal in ihrem jungfräulichen Herzen regten, und das widerliche Bären-Ideal war ganz aus ihrer Phantasie verdrungen. In der Mitternachtstunde wurde sie von ihrem Gemahl mit Pomp in die Brautkammer eingeführt, wo alle Liebesgötter im Plafond, von Freude belebt, ihre goldnen Flügel zu regen schienen, da das liebende Paar hinein trat.

Der süßeste Morgentraum schwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte, und ihren Gemahl mit einem liebevollen Kuß gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte. Aber wie groß war ihr Erstaunen, da sie ihn nicht an ihrer Seite fand, und, den seidenen Vorhang aufhebend, sich in ein düsteres Kellergewölbe versetzt sah, wo das gebrochne Tageslicht durch den Eingang hineinfiel, und nur eben so viel Hellung gab, daß sie einen furchterweckenden Bären wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübsinnig nach ihr hinblickte.

Sie sank auf ihr Lager zurück, und starb vor Entsetzen hin. Nach einer langen Weile kam sie erst wieder zu sich, und sammelte so viel Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhle beantworteten. Der empfindsame Bär konnt's nicht aushalten, diese Jammerscene mit anzusehen, er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Unwillen über sein hartes Schicksal auszukeuchen. Schwerfällig hob er sich vom Lager, und zottelte brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am siebenten Tage kurz vor der Verwandlung zurückkehrte. Die sechs traurigen Tage wurden der untröstbaren Dame zu Jahren. Ueber der hochzeitlichen Freude hatte man aus der Acht gelassen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfrischungen zu versehen; denn über alle leblosen Dinge, welche die schöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht; aber ihr Gemal würde, auch selbst in ihren Umarmungen, in der Stunde der Verwandlung zum Bären geworden seyn. In der Beklommenheit ihres Herzens schmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu gedenken; endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungestüm, und erregte einen wilden Heißhunger, der sie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu suchen. Sie schöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Wasser aus dem vorüberrieselnden Bächlein und erquickte damit ihre heißen trocknen Lippen, pflückte einige Hambutten und Brombeeren, und verschlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die sie gierig auflas, und noch eine Schürze voll aus bloßem Naturtrieb mit in die Höhle zurücknahm; denn um ihr Leben war sie wenig bekümmert: sie wünschte nichts sehnlicher als den Tod.

Mit diesem Wunsche schlief sie am Abend des sechsten Tages ein, und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welches sie als Braut eingetreten war. Sie fand da Alles noch in der nämlichen Ordnung, wie sie es verlassen hatte, und den schönsten zärtlichsten Gemahl an ihrer Seite, der in den rührendsten

Ausdrücken ihr sein Mitleid über den traurigen Zustand bezeigte, in welchen seine unwiderstehliche Liebe zu ihr sie gebracht hatte, und sie mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat. Er erklärte ihr die Beschaffenheit des Zaubers, daß jeder siebente Tag solchen unwirksam mache, und Alles wieder in seiner natürlichen Gestalt darstelle. Wulfild wurde durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; sie bedachte, daß eine Ehe noch gut genug wäre, wo der siebente Tag immer heiter sey, und daß nur die glücklichsten der Ehen sich dieses Vorrechts rühmen könnten; kurz, sie fand sich in ihr Schicksal, vergalt Liebe mit Liebe, und machte ihren Albert zum glücklichsten Bären unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhöhle zu darben, legte sie jederzeit, wenn sie zur Tafel ging, ein Paar weite Poschen an, welche sie mit Confect, süßen Orangen und anderm köstlichen Obst belastete. Auch den gewöhnlichen Nachttrunk ihres Herrn, der in's Schlafgemach gestellt wurde, verbarg sie sorgfältig in ihrer Bettlade, und so war ihre Küche und Keller immer für die Zeit der Verwandlung zureichend bestellt.

Ein und zwanzig Jahre hatte sie bereits im Zauberwalde verlebt, und diese lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen Reize verdrängt; auch war die wechselseitige Liebe des edlen Paares noch das Gefühl des ersten mächtigen Instincts. Mutter Natur behauptet aller anscheinenden Störungen ungeachtet allenthalben ihre Rechte; auch in der Zauberwelt wacht sie mit großer Sorgfalt und Strenge dafür, und wehret allem Fortschritt und den allmäligen Veränderungen der Zeit ab, so lange durch die widernatürlichen Eingriffe der Zauberei die Dinge dieser Unterwelt ihrer Botmäßigkeit entzogen sind. Laut dem Zeugniß der heiligen Legende stiegen die frommen Siebenschläfer, nachdem sie ihren hundertjährigen Schlaf ausgeschlafen hatten, so munter und rüstig aus den römischen Katakomben hervor, wie sie hineingegangen waren, und hatten nur um eine einzige Nacht gealtert. Die schöne Wulfild hatte, nach der Berechnung der guten Mutter Natur, in den ein und zwanzig Jahren nur drei Jahre verlebt, und

befand sich also noch in der vollen Blüte des weiblichen Alters. Eben diese Beschaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofstaate.

Alles das eröffnete das edle Paar dem holden Ritter auf einem Lustwandel im Park, unter einer Laube, woran sich wilder Jasmin und Hill's kletterndes Geißblatt zusammen verflochten. Der glückliche Tag schwand unter dem Gepränge einer bunten Hofgala und wechselseitigen Freundschaftsbezeigungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein, nachher war Apartement und Spiel. Ein Theil der Höflinge lustwandelte mit den Damen im Park, trieb Scherz und Minnespiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgallerie unter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen gespeiset wurde. Man aß, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsstunde. Wulfild versorgte nach Gewohnheit ihre Poschen, und rieth ihrem Bruder, seine Taschen auch nicht zu vergessen. Als abgetragen war, schien Albert unruhig zu werden und flüsterte seiner Gemahlin etwas in's Ohr. Sie nahm darauf ihren Bruder bei Seite und sprach wehmüthig: »Geliebter Bruder, wir müssen uns scheiden, die Stunde der Verwandlung ist nicht mehr fern, wo alle Freuden dieses Palastes hinschwinden. Albert ist um dich bekümmert, er fürchtet für dein Leben; er würde dem thierischen Instinct nicht widerstehen können, dich zu zerreißen, wenn du die bevorstehende Veränderung hier abwarten wolltest; verlaß diesen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück.«—»Ach,« erwiederte Reinald, »es begegne mir, was das Verhängniß über mich beschlossen hat, scheiden kann ich mich nicht von euch, ihr Lieben! Dich, o Schwester, aufzusuchen, war mein Beginnen, und da ich dich gefunden habe, verlaß' ich diesen Wald nicht ohne dich. Sage, wie ich den mächtigen Zauber lösen kann?» »Ach,« sprach sie, »den vermag kein Sterblicher zu lösen!« Hier mischte sich Albert in's Gespräch, und wie er den kühnen Entschluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von seinem Vorhaben so kräftig ab, daß dieser endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bit-

ten und Thränen der zärtlichen Schwester nachgeben, und zum Abschied sich bequemen mußte.

Fürst Albert umarmte den wackern Jüngling brüderlich, und nachdem dieser seine Schwester umhalset hatte und nun scheiden wollte, zog Jener seine Brieftasche hervor, und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte sie in ein Papier und reichte sie dem Ritter gleichsam scherzweise als ein Wahrzeichen hin, sich dabei des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. »Doch,« setzte er ernsthaft hinzu, »verachtet nicht diese Kleinigkeit; sollt' euch irgend einmal Hilfe Noth thun, so reibt diese drei Haare zwischen den Händen und erwartet den Erfolg.« Im Schloßhofe stand ein prächtiger Phaeton mit sechs Rappen bespannt, nebst vielen Reitern und Dienern. Reinald stieg hinein: »Ade, mein Bruder!« rief Albert, der Bär, am Schlage; »ade, mein Bruder!« antwortete Reinald, das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon.

Die goldnen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf Berg ab, durch Wüsten und Wälder, über Steppen und Felder, sonder Ruh und Rast, in vollem Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; plötzlich verloschen alle Windlichter; Reinald fand sich unsanft auf die Erde gesetzt, ohne zu wissen, wie ihm geschah; der Phaeton mit Roß und Wagen war verschwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröthe sah er sechs schwarze Ameisen zwischen seinen Füßen hin galoppiren, die eine Nußschale fortzogen.

Der mannliche Ritter wußte sich das Abenteuer nun leicht zu erklären; er hütete sich sorgfältig, eine Ameise etwa unversehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne, und weil er sich noch innerhalb der Gränzen des Waldes befand, beschloß er seine beiden jüngern Schwestern gleichfalls aufzusuchen, und wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie zu entzaubern, ihnen wenigstens einen Besuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Wald umher, ohne daß ihm etwas Sonderbares aufstieß. Eben hatte er die letzten Ueberbleibsel eines Milchbrotes von Schwager Albert des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über sich in der Luft etwas rauschen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchschneidet. Er schauete auf und erblickte einen mächtigen Adler, der sich aus der Luft auf sein Nest herabließ, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über diese Entdeckung hocherfreut, verbarg sich im Unterwuchs der Holzung, und lauerte, bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach sieben Stunden hob er sich vom Neste; alsbald trat der lauschende Jüngling hervor in's Freie, und rief mit lauter Stimme: »Adelheid, geliebte Schwester, wenn du auf dieser hohen Eiche hausest, so antworte meiner Stimme; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich suchet, und die Bande des mächtigen Zaubers zu zerstören strebt, die dich fesseln.« Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine sanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: »Bist du Reinald das Wunderkind, sei willkommen deiner Schwester Adelheid, säume nicht zu ihr herauf zu klimmen, die Trostlose zu umarmen.«

Entzückt über diese frohe Botschaft, wagte der Ritter freudig den Versuch, den hohen Baum hinauf zu klettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber der war zu dick, ihn zu umklaftern, und die nächsten Aeste viel zu hoch, sie zu erfassen. Indem er begierig auf Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen, fiel eine seidene Strickleiter herab, durch deren Beihilfe er bald bis an den Gipfel des Baums zu dem Adlerneste gelangte; es war so geräumig und so fest gebauet, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand seine Schwester unter einem Thronhimmel sitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, und inwendig mit rosenfarbigem Atlas ausgeschlagen; auf ihrem Schooße lag ein Adlerei, welches auszubrüten sie beschäftiget war. Der Empfang war auf beiden Seiten sehr zärtlich, Adelheid hatte genaue Kundschaft von ihres

Vaters Hause, und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar, der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünscht. Alle sieben Wochen war Eine von der Bezauberung frei. In dieser Zwischenzeit hatte er seiner Gemahlin zu Liebe, unerkannter Weise oft das Hoflager seines Schwiegervaters besucht, und gab ihr von Zeit zu Zeit Nachricht, wie es in ihres Vaters Hause stand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächste Verwandlung bei ihr abzuwarten; und obgleich der Termin erst in sechs Wochen bevorstand, so willigte er doch gern ein. Sie versteckte ihn in einem hohlen Baum und beköstigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sopha, das mit Schiffsprovision, das heißt, solchen Eßwaaren, die sich erhalten, auf sechs Wochen reichlich versehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: »so lieb dir das Leben ist, hüte dich vor Edgar's Adlerblick, sieht er dich in seinem Gehäge, so ist's um dich geschehen; er hackt dir die Augen aus und frißt dir das Herz ab, wie er nur erst gestern dreien deiner Knappen that, die dich hier im Walde suchten.«

Reinald schauderte über das Schicksal seiner Knappen, versprach seiner wohl zu wahren, und harrete in dem Pathmus des hohlen Baumes sechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit seiner Schwester zu kosen, so oft der Adler vom Neste flog. Aber für diese Prüfung seiner Geduld wurde er nachher durch sieben freudige Tage sattsam entschädiget.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundschaftlich als beim Schwager Bär. Sein Schloß, sein Hofstaat, Alles war hier so, wie dort; jeder Tag war ein Freudenfest, und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geschwind herbei. Am Abend des siebenten Tages entließ Edgar seinen Gast mit den zärtlichsten Umarmungen, doch warnt' er ihn, sein Gehäge nicht wieder zu betreten. »Soll ich mich,« sprach Reinald wehmüthig, »ewig von euch scheiden, ihr Geliebten? Ists nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält? Hätt' ich hundert Leben zu ver-

lieren, ich wagte sie alle, euch zu erlösen.« Edgar drückte ihm herzlich die Hand: »Dank, edler junger Mann, für eure Lieb' und Freundschaft; aber laßt das kecke Unterfangen schwinden. Es ist möglich, unsern Zauber zu lösen; aber ihr sollt's, ihr dürft's nicht. Wer's beginnt, dem kostet es das Leben, wenn's mißlingt, und ihr sollt nicht das Opfer für uns werden.«

Durch diese Rede wurde Reinald's Heldenmuth nur mehr angefeuert, das Abenteuer zu bestehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen. Er drang in den Schwager Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes aufzulösen sei; doch dieser wollt' ihm nichts enträthseln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu setzen. »Alles, was ich euch sagen kann, lieber Bruder,« sprach er, »ist, daß ihr den Schlüssel der Bezauberungen finden müßt, wenn es euch gelingen soll, uns zu erlösen. Seid ihr vom Schicksal bestimmt, unser Befreier zu seyn, so werden euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo ihr ihn zu suchen habt; wo nicht, so ist Thorheit all euer Beginnen.« Hierauf zog er seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, sich seiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einst Hilfe Noth thäte, sollte er sie zwischen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. Darauf schieden sie freundlich aus einander. Edgar's Hofmarschall und das Hofgesinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporstrebenden Waymouths-Fichten, Kiefern und Eichenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Gehäges, und als er außerhalb desselben war, schloßen sie das Gatterthor zu, und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung stand bevor.

Reinald setzte sich unter eine Linde, das Wunder mit anzusehen; der Vollmond leuchtete hell und klar; er sah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen. Aber in der Morgendämmerung sah er sich in einen dicken Nebel eingehüllt, und

wie diesen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gatterthor verschwunden, und er befand sich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felsenwand neben einem unermeßlichen Abgrund.

Der junge Abenteurer blickte ringsumher, einen Weg hinab in's Thal zu finden; da ward er in der Ferne einen See gewahr, dessen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenstrahlen versilberte. Mit großer Mühe arbeitete er sich den ganzen Tag durch den dichtverwachsenen Wald; sein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er seine dritte Schwester Bertha vermuthete; aber je weiter er in den wilden Busch hineinkam, je undurchdringlicher ward er; der See verlor sich aus seinen Augen und mit ihm die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Gegen Sonnenuntergang sah er zwar die Wasserfläche wieder zwischen den Bäumen durchschauen, als der Wald lichter wurde; aber dennoch erreicht' er das Ufer nicht vor hereinbrechender Nacht. Ermüdet schlug er sein Lager unter einem Feldbaum auf, und erwachte nicht eher, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Durch den Schlaf fand er sich gestärkt, und seine Glieder rüstig und wacker; er sprang rasch auf und wandelte längs dem Ufer hin voller Gedanken und Anschläge, wie er zu seiner Schwester im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er seinen Spruch und Gruß erschallen: »Bertha, geliebte Schwester, hausest du in diesem Weiher, so gib Antwort auf meine Rede, ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich aufsucht, deinen Zauber zu lösen, und dich aus diesem nassen Gefängniß herauszuführen.« Ihm antwortete nichts als das vielstimmige Echo vom Walde her. »O ihr lieben Fische,« fuhr er fort, als ganze Schaaren rothgesprengter Fohren ans Ufer schwammen und den jungen Fremdling anzugaffen schienen; »ihr lieben Fische, sagt's eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen.« Er zerpflückte alle Brotfragmente, die er noch in seinen Taschen fand, und warf sie in den Teich, die Fische damit zu bestechen, ob sie sei-

ner Schwester von ihm Botschaft bringen möchten; allein die Fohren schnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne sich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald sah wohl, daß mit seiner Fischpredigt nichts ausgerichtet war, deßhalb versucht' er auf eine andere Manier sein Unternehmen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlgeübt, und schwimmen konnt' er wie eine Wassermaus; darum entschloß er sich kurz, entkleidete sich von seiner Rüstung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand, und sprang im Waffenrock von feuerfarbnem Atlas (weil er keines Nachen ansichtig wurde wie weiland sein Vater) beherzt in die Fluten, um den Schwager Behemot aufzusuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verschlingen, und schon ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen, wie er bei meinem Vater that. Darauf plätscherte er geflissentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lang es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß; wie er aber anfing zu ermatten, schaute er nach dem Gestade um, und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen Kräften, die Erscheinung näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkristall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu seyn schien, denn aus dieser stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windstrom spielend auf das Wasser warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner Schwester seyn könne. Er wagt' es also, darin hinabzuschlüpfen, und diese Vermuthung täuschte ihn nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der schönen Bertha, welche eben beschäftigt war, im reizendsten Morgenanzug ihren Chocolat bei einem kleinen Feuer von rothem Sandelholz zu bereiten. Wie die Dame das Geräusch im

Schlote vernahm und auf einmal zwei Menschenfüße den Kamin herabzappeln sah, wurden ihre Lebensgeister von diesem unerwarteten Besuch so sehr überrascht, daß sie vor Schrecken den Chocolatetopf umstieß, und rücklings auf ihren Armstuhl in Ohnmacht sank. Reinald rüttelte sie so lange, bis sie wieder zu sich selbst kam, und sobald sie sich ein wenig erholt hatte, sprach sie mit matter Stimme: »Unglücklicher, wer du auch seyst, wie darfst du es wagen, diese unterirdische Wohnung zu betreten? Weißt du nicht, daß diese Vermessenheit dir den unvermeidlichen Tod bringt?« — »Fürchte nichts, meine Liebe,« sprach der wackere Ritter, »ich bin dein Bruder Reinald, das Wunderkind genannt, der weder Gefahr noch Tod scheut, seine geliebten Schwestern aufzusuchen und die Bande des mächtigen Zaubers aufzulösen, der sie fesselt.« Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber ihr schlanker Leib zitterte vor Furcht.

Ufo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof seines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen im strengsten Incognito besucht, und unlängst in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen sey, seine Schwestern aufzusuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt: wenn ihn, sprach er, Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, so wird ihn doch Schwager Delphin verschlingen, ich fürchte in der Anwandlung thierischer Wuth dem Triebe nicht widerstehen zu können, ihn hinunter zu schlürfen; und wenn du ihn mit deinen zarten Armen umfaßtest, du Liebe, um ihn zu schützen so würd' ich deine krystallene Wohnung zertrümmern, daß dich die hereinströmenden Fluten ersäuften, und ihn würd' ich in meinem Wallfischbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weißt du, ist unsre Wohnung jedem Fremdling unzugänglich.

Alles das verhehlte die schöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: »Kannst du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie deine Schwestern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber schwindet?« — »Ach,« versetzte sie, »wie könnt' ich dich verbergen?

Siehest du nicht, daß diese Wohnung von Krystall ist, und daß alle Wände so durchsichtig sind, wie der Eishimmel *)?« — »Es wird doch irgend ein undurchschaubarer Winkel im Hause seyn,« gegenredete Reinald; »oder bist du die einzige deutsche Frau, welche die Augen ihres Mannes nicht zu täuschen vermag?« Die schöne Bertha war in dieser Kunst ganz unerfahren, sie sann und sann, endlich fiel ihr doch zum Glück die Holzkammer ein, wohin sie ihren Bruder bergen könnte. Er nahm den Vorschlag ohne Einwendung an, verschränkte das Holz in der durchsichtigen Kammer so kunstreich, wie ein Biber seinen unterirdischen Bau, und verbarg sich darin auf's Beste. Die Dame eilte darauf an ihren Putztisch, setzte sich so reizend auf als möglich, legte eins der schönsten Kleider an, das ihren schlanken Wuchs begünstigte, ging in's Audienzgemach, harrend auf den Besuch ihres Gemahls, des Delphins, und stand da so minniglich, wie eine der drei Grazien in der Einbildungskraft eines Dichters. Ufo, der Delphin, konnte des Umgangs seiner liebenswerthen Gemahlin während des Zeitraumes der Verzauberung nicht anders genießen, als daß er ihr täglich einen Besuch machte, sie von außen durch das gläserne Haus sah, und sich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

Kaum hatte die holde Bertha ihr Sprachzimmer betreten, so kam der ungeheure Fisch herangeschwommen; das Wasser fing schon von weitem an zu rauschen, und die Fluten kräuselten sich in Wirbeln rings um den krystallenen Palast. Das Meerwunder stand von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Wasser ein, und stürzte sie wieder aus seinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die schöne Frau stumm und staunend an. So sehr sich auch die gute Dame angelegen seyn ließ, eine unbefan-

---

*) Sonder Zweifel ist das das prächtige Eisgewölbe, womit Dr. Berger die Erde umgibt. Entweder hat er seine Theorie aus einem Volksmährchen genommen, oder als Volksmährchen erfunden.

gene Miene zu heucheln, so wenig war das in ihrer Gewalt: alle Schälkelei und Verstellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Busen hob sich hoch und schnell, ihre Wangen und Lippen glüheten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte ungeachtet seiner dämischen Fischnatur dennoch so viel physiognomisches Gefühl, daß er aus diesen Anzeichen Unrath merkte, scheußliche Grimassen machte, und pfeilgeschwind fortschoß. Er umkreis'te den Palast in unzähligen Schraubengängen, und trieb solchen Unfug in den Wogen, daß die kristallene Wohnung davon erbebte, und die erschrockene Bertha nicht anders glaubte, er würde solche Augenblicks zerschellen. Der spähende Delphin konnte indessen bei dieser strengen Haussuchung nichts wahrnehmen, was seinen Verdacht zu bestärken schien; daher ward er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch sein Toben das Wasser so getrübt, daß er nicht sehen konnte, in welchem Zustand die bängliche Bertha sich befand. Er schwamm fort, die Dame erholte sich wieder von ihrem Schrecken, Reinald verhielt sich still und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Ansehen nach Schwager Delphin nicht allen Verdacht schwinden ließ (denn er vergaß nie bei seinem täglichen Besuch dreimal die Runde um's Haus zu schwimmen, und alle Winkel des kristallenen Palastes zu durchspähen), so geberdete er sich doch nicht so wüthig dabei, als das erste Mal. Die Stunde der Verwandlung befreite endlich den duldsamen Gefangenen aus der einsamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er sich in einem königlichen Palast auf einer kleinen Insel. Gebäude, Lustgarten, Marktplätze, alles schien auf dem Wasser zu schwimmen, hundert Gondeln schwankten auf den Canälen auf und ab, und Alles lebte und webte auf den offenen Plätzen in fröhlicher Geschäftigkeit; kurz, das Schloß des Schwagers Delphin war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben so herzlich und freundschaftsvoll als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Ufo, der Delphin, war auf Monden verwünscht; der siebente war jedesmal der Rastmonat der

Verzauberung: von einem Vollmond bis zum andern gedieh Alles in seinen natürlichen Zustand. Weil Reinald's Aufenthalt hier länger dauerte, so ward er mit dem Schwager Ufo auch bekannter, und lebte mit ihm vertrauter als mit den andern. Seine Neugierde peinigte ihn schon lange, zu erfahren, durch welches Schicksal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zustand der Bezauberung wären versetzt worden, er forschte fleißig deßhalb an der Schwester Bertha; aber die konnt' ihm keine Auskunft geben, und Ufo beobachtete über diesen Punct ein geheimnißvolles Stillschweigen. Reinald erfuhr also nicht, was er wünschte. Unterdessen eilten die Tage der Freude auf den Fittigen der Winde dahin, der Mond verlor seine Silberhörner und rundete seine Gestalt mehr mit jedem Tage.

Bei einer empfindsamen Abend-Promenade verständigte Ufo seinen Schwager Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorstehe, und mahnte ihn an, zu seinen Aeltern zurück zu kehren, die seinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter sei untröstlich, seitdem es am Hofe kund worden, daß er nicht nach Flandern, sondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen sei. Reinald fragte, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es sei nur noch eins übrig, davon er bereits Kundschaft habe: nämlich um den Minnesold den Schlüssel der Bezauberungen zu suchen und den kräftigen Talisman zu zerstören; so lange dieser wirke, sei für die Prinzen keine Erledigung zu hoffen. »Aber,« fügte Ufo, der Delphin, freundschaftlich hinzu, »folgt gutem Rathe, junger Mann! dankt den translunarischen Mächten und dem Schutze der Damen, eurer Schwestern, daß ihr nicht das Opfer eures kühnen Unterfangens, den Zauberwald zu durchstreifen, geworden seid. Laßt euch genügen an dem Ruhm, den ihr erworben habt, ziehet hin und gebt euren Aeltern Bericht von allem dem, was ihr gesehen und gehöret habt, und führt durch eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin sie Harm und Gram um euch gebracht hat.« Reinald versprach, was Schwager Ufo verlangte, mit Vorbehalt, zu

thun, was er wollte; denn die Herren Söhne, wenn sie mütterlicher Zucht entwachsen, groß und bengelhaft worden sind, und sich auf den tollen Rappen schwingen, kümmern sich wenig um die treuen Mutterzähren. Uso merkte bald, worauf des Jünglings Sinn gestellt war; deßhalb zog er seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Fischschuppen, reichte sie ihm zum Geschenk dar und sprach: »Wenn euch einst Hilfe Noth thut, so reibt sie zwischen den Händen, daß sie flugs erwarmen, und erwartet den Erfolg.«

Reinald bestieg eine schön vergoldete Gondel, und ließ sich durch zwei Gondelirer an's feste Land rudern. Kaum war er am Gestade, so verschwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze, und es blieb von all' der Herrlichkeit nichts übrig, als ein großer Fischteich, mit hohem Schilf bewachsen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchsäuselte. Der Ritter befand sich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden kühnlich in's Wasser sprang, sein Schild und Harnisch lag noch auf der Stelle, und der Speer stand daneben gepflanzt, wie er seine Waffen verlassen hatte. Er aber gelobte sich selbst, nicht eher zu rasten, bis der Schlüssel der Bezauberungen in seiner Hand wäre.

Drittes Buch.

»Wer sagt mir an den geraden Weg, und wer leitet meinen Fuß auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarsten der Abenteuer führet in diesem gränzenlosen Walde? — O ihr translunarischen Mächte, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdensohn diesen mächtigen Zauber lösen soll, so laßt mich diesen glücklichen Sterblichen seyn!«

So sprach Reinald, ganz in sich gekehrt, und ging fürbaß seine unwegsame Straße waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grausen die endlose Wildniß und schlief sieben Nächte lang unter freiem Himmel, daß seine Waffen vom nächtlichen Thau rosteten. Am achten Tage erstieg er eine Felsenwand, von der er wie vom St. Gotthardsberge in unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete sich ein Thal mit grüner Vinca überzogen, von hohen Granitfelsen umschlossen, welche Schierlingstannen und traurige Cypressen überragten. In der Ferne kam's ihm vor, als säh' er da ein Monument aufgerichtet. Zwei colossenmäßige Marmorsäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein dorisches Gebälke, welches an eine Felsenwand gelehnt war, und ein stählernes Thor überschattete, mit starken Bändern und Riegeln versehen; auch lag noch zum Ueberfluß ein Anwurf davor, von der Größe eines Scheffels. Unfern des Portals weidete ein schwarzer Stier im Grase, mit funkelnden umherschauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen hätte.

Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwager Ufo, der Delphin, Erwähnung gethan

hätte; und sogleich beschloß er, solches zu bestehen, und schlüpfte von der Felsenzinne gemach hinab in's Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenschuß, eh' ihn dieser zu bemerken schien; aber nun sprang er rasch auf, lief wüthig hin und her, als rüst' er sich zum Kampf gegen den Ritter, wie ein Andalusischer, schnaubte gegen den Erdboden, daß sich Staubwolken empor hoben, stampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und schlug mit den Hörnern gegen die Felsen, daß sie in Stücken sprangen. Der Ritter setzte sich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltsame Horn durch eine geschickte Wendung, und führte einen so kräftigen Schwertstreich nach dem Halse des Ungethüms, daß er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu sondern, wie der tapfere Skanderbeg. O Jammer! der Hals des Stiers war für Stahl und Eisen unverwundbar: das Schwert zerbrach in Stücken, und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu seiner Vertheidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweischneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein schwacher Strohhalm. Der stößige Ochs erfaßte den wehrlosen Jüngling mit den Hörnern, und schleuderte ihn wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflauernd, ihn aufzufangen, oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicher Weise gerieth er im Fallen zwischen die ausgebreiteten Aeste eines wilden Birnbaumes, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, so blieb ihm doch so viel Besinnungskraft, daß er sich fest an den Baum anklammerte, denn der wüthige Ochs stieß mit seiner ehernen Stirne so gewaltsam gegen den Stamm, daß dieser sich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwischenzeit, als der mörderische Stier sich wendete, einen Anlauf zu nehmen, den gewaltsamen Stoß zu wiederholen, dachte Reinald an die Geschenke seiner Schwäger. Der Zufall führte ihm das Papier mit den drei Bärenhaaren zuerst in die Hand, er rieb sie aus allen Kräften, und in dem Augenblicke kam ein grimmi-

ger Bär daher getrabet, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward seiner bald mächtig, würgt' ihn nieder, und zerriß ihn in Stücken. Wie sich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein scheuer Entvogel, der mit großem Geschrei davon flog. Reinald ahnete, daß dieser Zauber des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, spottete, und den Gewinn desselben davon trage; er griff deßhalb flugs nach den drei Federn und rieb sie zwischen den Händen. Darauf erschien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtsame Entvogel sich nieder in's Gebüsche drückte; der Adler schwebte in unermeßner Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, scheucht' er den Entrich auf, und verfolgt' ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er sich nicht mehr bergen konnte, flog er auf, und nahm seinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber schoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleischte ihn mit seinen mächtigen Fängen. Indem er starb, ließ er ein goldnes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerksame Reinald wußte auch dieser neuen Täuschung zu begegnen; er rieb flugs die Fischschuppen zwischen den Händen; da hob sich ein Wallfisch aus dem Wasser, der das Ei in seinen weiten Rachen auffing, und es an's Land spie. Deß' war der Ritter froh in seinem Herzen, und säumte sich nicht, das goldne Ei mit einem Stein entzwei zu schlagen. Da fiel ein kleiner Schlüssel heraus, den er triumphirend für den Schlüssel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilt' er nun zu dem stählernen Portal zurück. Der Zwergschlüssel schien für das riesenmäßige Vorlegeschloß nicht gemacht zu seyn, inzwischen wollt' er doch einen Versuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüssel das Schloß, so sprang es auf, die schweren eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück, und die stählerne Pforte that sich auf. Frohen Muthes stieg er in eine düstere Grotte hinab, in welcher sieben Thüren in sieben verschiedene unterirdische Zimmer führten, allesammt prächtig aufgepuzt und herr lich mit Wallratlichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe und trat aus dem letztern in ein Cabinet, wo er eine junge Dame ansichtig

wurde, die auf einem Sopha in einem unerwecklichen magischen Schlummer ruhete. Bei diesem herzanfassenden Anblick erwachte in seiner Brust das Gefühl der Liebe; still und staunend stand er da und verwandte kein Auge von ihr, ein Beweis seiner Unerfahrenheit und Unschuld, der ihm und der Zeit, worin er lebte, zur Ehre gereicht.

Nachdem Ritter Reinald sich von seinem Erstaunen erholt hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher, und sah der schlafenden Dame gegenüber eine alabasterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, daß darauf der Talisman eingegraben sey, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er seine Faust, mit dem eisernen Handschuh bewaffnet, und schlug mit Mannskraft dagegen. Sogleich fuhr die schöne Schläferin schreckhaft zusammen, erwachte, that einen scheuen Blick nach der Tafel, und sank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag, und es erfolgte Alles, so wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerstören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwei rüstige Arme. Mit diesen erfaßt' er die magische Tafel, und stürzte sie vom hohen Postament auf das Marmorpflaster herab, daß sie in Stücken zerfiel. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenschlummer, und bemerkte nun erst beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der sich aber tugendlich und ehrlich auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch eh' er zu reden anhub, verhüllte sie ihr holdseliges Angesicht mit ihrem Schleier, und sprach gar zornmüthig: »Hinweg von mir, schändlicher Unhold! Auch in der Gestalt des schönsten Jünglings sollst du weder meine Augen täuschen, noch mein Herz betriegen. Du kennst meine Gesinnung, laß mir meinen Todtenschlaf, worin mich deine Zauberei versetzt hat.«

Reinald begriff den Irrthum der Dame, darum ließ er sich diese Sprache nicht befremden, und gegenredete also: »Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt, sehet

hier den Zauber zerstöret, der eure Sinne umnebelt hatte.« Das Fräulein blinzte ein wenig unter dem Schleier hervor, und als sie die alabasterne Tafel zertrümmert sah, wunderte sie sich baß über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdselig an, und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem sie ihm die Hand reichte und sprach: »Ist's so, wie ihr saget, edler Ritter, so vollendet euer Werk und führet mich aus dieser grausenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen sehe, wenn's draußen taget; oder die goldnen Sternlein am nächtlichen Himmel.«

Reinald bot ihr den Arm, sie durch die sieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draußen war's ägyptische Finsterniß, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, eh' der elektrische Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen waren erloschen und die krystallenen Kronleuchter goßen nicht mehr ihren sanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Basaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, ehe es sich aus diesen labyrinthischen Gängen herausfand und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felsenhöhle hereindämmern sah. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balsamische Kraft der allbelebenden Natur, und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die blühenden Auen entgegen wehete. Sie setzte sich mit dem schlanken Ritter in's Gras, und er entbrannte gegen sie in heißer Liebe; denn sie war schön, wie das Meisterwerk der Schöpfung, das erste Weib aus Adam's Rippen geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenschaft schier noch mehr, das war die Begierde zu erfahren, wer die schöne Unbekannte sey, und wie sie in diesen Wald verzaubert worden. Er bat sie züchtiglich, ihm davon Bescheid zu geben, und das Fräulein that ihren Rosenmund auf und sprach:

»Ich bin Hildegard, die Tochter Radbod's, des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürst, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein scheußlicher Riese und ein Heide

war, auch in dem Ruf stand, daß er ein großer Schwarzkünstler sei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewiesen. Darüber ergrimmte der Heide so sehr, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte, und sich seiner Länder bemächtigte. Ich war zu meines Vaters Schwester, der Gräfin von Vohburg, geflohen, und meine drei Brüder, allesammt stattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben, und sobald er meines Vaters Land in Besitz genommen hatte, beschloß er mich zu entführen; und vermöge seiner Zauberkünste war ihm das ein Leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegte ihn oft dahin zu begleiten; und alle Ritter seines Hofes wetteiferten bei dieser Gelegenheit, mir immer das bestgerüstete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte sich ein unbekannter Stallmeister mit einem herrlichen Apfelschimmel zu mir heran, bat mich im Namen seines Herrn, dieses Pferd zu besteigen, und zu würdigen, es als mein Eigenthum aufzunehmen. Ich fragte nach dem Namen seines Herrn, er entschuldigte sich, diese Frage nicht eher zu beantworten, bis ich den Gaul erprobt, und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geschenk nicht verschmähe. Ich konnte dieses Anerbieten nicht wohl ausschlagen, überdies war das Pferd so prächtig gerüstet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf sich zog. Gold und Edelsteine und prächtige Stickerei war an der purpurfarbnen Satteldecke verschwendet. Ein rother seidner Zaum lief vom Gebiß am Halse hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde, dicht mit Rubinen besetzt. Ich schwang mich in den Sattel, und hatte die Eitelkeit, bei dieser Cavalcade mir selbst zu gefallen. Der Gang des edlen Rosses war so leicht und so gemächlich, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren schien. Leichtfüßig setzt' es über Graben und Hecken, und die kühnsten Reiter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weißer Hirsch, der mir bei der Jagd aufstieß, und dem

ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirsch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren; aber das Pferd sträubte sich mir zu gehorchen, bäumte sich auf, schüttelte die Mähne, und wurde wild. Ich versucht' es zu begütigen; aber in dem Augenblick nahm ich mit Entsetzen wahr, daß sich der Apfelschimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte: die Vorderfüße breiteten sich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängte sich, an dem Kopf streckte sich ein breiter Schnabel hervor, ich sah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, sich mit mir in die Luft schwang, und in weniger als einer Stunde in diesen Wald versetzte, wo er sich vor der stählernen Pforte eines alten Schlosses niederließ.

Mein erster Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte sich, als ich den Stallmeister erblickte, der mir den Morgen den Apfelschimmel vorgeführt hatte, und auch jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth, ließ ich mich schweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Gesellschaft in Gala gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten sich mich auf's Beste zu bedienen, aber Niemand wollte mir sagen, wo und in wessen Gewalt ich mich befände. Ich überließ mich einer stummen Traurigkeit, welche Zornebock, der Zauberer, auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Gestalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag, und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm so, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, seine Leidenschaften stürmten in seiner Brust, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, trotzte seiner Wuth, und forderte ihn auf, seine Drohungen zu erfüllen, den Palast zu zertrümmern, und mich unter den Ruinen zu begraben; aber schnell verließ mich der Unhold und gab mir Frist, mich zu bedenken,

Nach sieben Tagen erneuerte er seinen verhaßten Antrag, ich wies ihn mit Verachtung von mir und er stürzte wüthend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß schien in den Abgrund hinabzurollen. Ich sank auf mein Sopha und meine Sinne schwanden dahin. Aus diesem Todesschlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: Erwache, sprach er, liebe Schläferin, aus deinem siebenjährigen Schlummer, und sage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen deinen getreuen Paladin gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinsten Strahl von Hoffnung, und diese traurige Grotte soll sich in den Tempel der Freude verwandeln. Ich würdigte den schändlichen Zauberer keiner Gegenrede, noch eines Anblicks, verhüllte mit meinem Schleier mein Gesicht, und weinte. Mein Trübsinn schien ihn zu rühren, er bat, er flehete, er jammerte laut und wand sich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete seine Geduld, er sprang rasch auf und sprach: Wohlan, es sey darum, in sieben Jahren sprechen wir uns wieder! Darauf hob er die alabasterne Tafel auf's Postament; sogleich fiel ein unwiderstehlicher Schlaf auf meine Augenlieder, bis der Grausame meine Ruhe von Neuem unterbrach. Unempfindliche, redete er mich an, wenn du noch gegen mich grausam bist, so sey es wenigstens nicht gegen deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeister hat ihnen dein Schicksal entdeckt; aber er ist bestraft, der Verräther. Sie sind gekommen, diese Unglücklichen, mit Heereskraft, dich aus meiner Hand zu reißen: aber diese Hand war ihnen zu schwer, und sie beseufzen ihre Unbesonnenheit unter mancherlei Gestalten in diesem Walde. Eine so armselige Lüge, zu welcher der Unhold seine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn saß auf meinen Lippen, und die bitterste Verachtung. Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, dein Schicksal ist entschieden! Schlaf so lang, als die unsichtbaren Mächte diesem Talisman gehorchen! Flugs schob er die alabasterne Tafel zurechte, und der ma=

gische Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerstörung des Zaubers aus diesem Todtenschlafe erweckt. Aber ich begreife nicht, durch welche Macht ihr diese That habt ausrichten mögen, und was den Zauberer abhalten mag, euch zu widerstehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben seyn, ihr würdet sonst an seinem Talisman euch nicht ungestraft vergriffen haben.«

Die reizvolle Hildegard urtheilte ganz recht: Der Unhold war mit seinen Sorben in's Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürstin Libussa aus dem Feiengeschlecht regierte, und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Scythen-Königin Tomyris, seine Meisterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmer-Königin in der Zauberkunst nur ein Lehrling; sie hatte ihn mit ihren Künsten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen, und den Streichen eines handfesten Ritters unterliegen mußte, dem sie magische Waffen gab, welchen die Passauer Kunst nicht widerstand.

Als die schöne Hildegard schwieg, nahm Reinald das Wort, und erzählte ihr seine Abenteuer. Wie er ihr Meldung that von den drei verwünschten Prinzen im Walde, die seine Schwäger waren, nahm sie das groß Wunder; denn sie vermerkte nun, daß Zornebock's Erzählung keine Lüge, sondern Wahrheit gewesen sey. Der Ritter war eben im Begriff, seine Geschichte zu enden: da erhob sich im Gebirge groß Triumphiren und Freudengeschrei. Bald darauf brachen drei Geschwader Reiter aus dem Wald hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder, und Reinald seine Schwestern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöset. Nach wechselseitigen Umarmungen und Freudenbezeigungen verließ die Caravane der Entzauberten die schauervolle Einöde, und begab sich in das alte Waldschloß. Reitende Boten flogen nach der Residenz des Grafen, die frohe Botschaft von der Ankunft seiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand sich eben in tiefer Trauer über den Verlust des jungen Grafen, den man als einen

Todten beweinte; die Aeltern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verschlungen habe. Die trauernde Mutter hatte auf Erden keinen Trost mehr, und fühlte kein Vergnügen, als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzustellen. Eben war man im Begriff, Reinald's Exequien zu feiern; aber schneller konnte weiland der täuschende Nicolini seinen pantomimischen Schauplatz nicht wandeln, als in der Residenz des Grafen bei dieser frohen Botschaft alle Dinge eine andere Gestalt annahmen: Alles athmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Aelternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte seit dem Besuch ihres Bruders aus dem Ei ein liebevolles Fräulein gebrütet, das von der mütterlichen Brust seine kleinen Arme dem Großpapa lächelnd entgegenstreckte, und ihm beim Empfang die silberfarbenen Locken zaus'te. Unter allen Feierlichkeiten dieser glücklichen Wiederkehr zeichnete sich Reinald's Beilager mit der schönen Hildegard besonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechselungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzulanger Genuß des Vergnügens den männlichen Muth und die Thatkraft ihrer Ritter und Knappen erschlaffen möchte; auch war die Residenz des Grafen zu eng, so viel Hofhaltungen bequem zu fassen; die drei Eidame rüsteten sich also mit ihren Damen zum Abzug. Reinald der Stammerbe verließ seine grauen Aeltern nimmer, und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär, kaufte die Herrschaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg; Edgar, der Aar, zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen, und bauete Aarburg an einem Flusse ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet wurde. Ufo, der Delphin, that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte sich eines Theils dieses Reichs, und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen bei den Namen ihre Städte und Dynastien auf das

Andenken ihrer Bezauberungen anspielten, so nahmen sie auch ihre Thiergestalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wapen an. Daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bären, Aarburg einen Adler, und das Delphinat einen Meerfisch im Wapen führet bis auf diesen Tag. Die köstlichen Zahlperlen aber, welche an Galatagen den Olympus der sämmtlichen Erdengöttinnen unsers Welttheils verherrlichen, und für orientalische geachtet werden, sind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald, und befanden sich ehemals in den drei leinenen Säcken.

Richilde.

Grunderich der Pfaffenfreund, Graf von Brabant, lebte um die Zeit der Kreuzzüge mit so exemplarischer Frömmigkeit, daß er den Namen des Heiligen so gut verdient hätte, als Kaiser Heinrich der Hinker. Seine Hofburg sah einem Kloster ähnlich; man hörte da keine Sporen klirren, keine Rosse wiehern, keine Waffen rauschen; aber die Litaneien andächtiger Mönche und das Geklingel der Silberglocken tönten ohne Unterlaß durch die Hallen seines Palastes. Der Graf versäumte keine Messe, wohnte fleißig den Processionen bei, eine geweihte Wachskerze in der Hand tragend, wallfahrtete auch an alle heiligen Oerter, wo Ablaß ertheilt wurde, auf drei Tagreisen weit rings um sein Hoflager. Dadurch erhielt er die Politur seines Gewissens so rein und unbefleckt, daß auch kein sündlicher Hauch daran haften konnte: und doch wohnte bei dieser großen Gewissensruhe keine Zufriedenheit in seinem Herzen; denn er lebte in kinderloser Ehe und besaß gleichwohl große Schätze und Renten. Diese Unfruchtbarkeit nahm er als eine Strafe des Himmels auf, weil, wie er sagte, seine Gemahlin zuviel eitlen Weltsinn habe.

Die Gräfin grämte sich innerlich über diesen frommen Wahn. Obgleich Andächtelei eben nicht ihre Sache war, so wußte sie doch nicht eigentlich, wodurch sie das Strafgericht der Unfruchtbarkeit verdient haben sollte; denn Fruchtbarkeit ist ja nicht eben eine Prämie der weiblichen Tugend. Indessen verabsäumte sie nichts, um den Himmel, falls die Vermuthung ihres Gemahls Grund haben sollte, durch

Fasten und Kasteien zu versöhnen; aber diese Bußübungen wollten nicht anschlagen, und ihre Taille wurde bei der strengen Lebensweise nur immer schlanker. Zufälliger Weise traf sich's, daß Albertus Magnus, als er auf Befehl Gregor des Zehnten von Cöln auf's Concilium nach Lyon zog, seinen Weg durch Brabant nahm, und beim Grafen einsprach, dessen Gastfreigebigkeit gegen die Clerisei keine Gränzen hatte. Dieser empfing seinen Gast nach Standesgebühr und Würden *), ließ sich auch von ihm eine Messe lesen, für die er hundert Goldstücke zahlte. Die Gräfin wollte ihrem Gemahl an Freigebigkeit nicht nachstehen: darum ließ sie sich gleichfalls eine Messe lesen, und zahlte dafür hundert Goldgulden. Nicht minder begehrte sie an den ehrwürdigen Dominikaner, daß er ihre Beichte hören möchte, wo sie ihm das Anliegen wegen ihrer Unfruchtbarkeit offenbarte, und getröstet von ihm hinweg ging. Er untersagte der betrübten Beichttochter alle Pönitenz und ferneres Kasteien, schrieb ihrem Herrn und ihr eine reichlichere Diät vor, und verhieß mit prophetischem Geiste, daß sie, ehe er noch vom Concilium zurückkehrte, mit Leibesfrucht würde gesegnet seyn. Die Prophezeihung traf ein: bei der Wiederkehr von Lyon fand Albertus in den Armen der erfreuten Gräfin ein zartes Fräulein, der holden Mutter Ebenbild, welche allen Heiligen dankte, daß ihre Schmach nun von ihr genommen war. Vater Gunderich hätte zwar einen männlichen Erben lieber ankommen sehen; aber weil das kleine Geschöpf so niedlich und freundlich war, und ihm so unschuldsvoll entgegen lachte, trug er's oft auf den Armen und hatte große Freude daran. Weil nun der Graf in den Gedanken stand, der fromme Albertus habe ihm diesen Ehesegen vom Himmel erbeten, so erdrückt' er ihn schier mit Wohlthaten, und bei seinem Abzug ver-

---

*) Albertus stammte aus dem Geschlecht der Grafen von Bolstädt in Schwaben. Er war Bischof in Regensburg gewesen, hatte dieser Würde aber entsagt aus Liebe zu den Wissenschaften.

ehrt' er ihm ein so prächtiges Meßgewand, als der Erzbischof von Toledo schwerlich eines in seiner geistlichen Garderobe haben mag. Die Gräfin bat um Albert's Benediction für ihr Töchterlein, und er ertheilte solche mit einer Inbrunst und Theilnehmung, daß die Lästerchronik des Hofs dadurch Anlaß nahm, allerlei zu munkeln, was die Genealogisten über die Abkunft des Fräuleins hätt' irre führen können; doch Vater Gunderich nahm keine Kunde von dem Gerede, und ließ Alles gutmüthig beim Gleichen bewenden.

Albertus Magnus war ein sonderbarer Mann, der bei seinen Zeitgenossen in zweideutigem Rufe stand; Einige hielten ihn für einen so großen Heiligen, als irgend einer im Kalender zu finden ist, Andere schrien ihn für einen Schwarzkünstler und Teufelsbanner aus; noch Andere meinten, er sey keines von beiden, sondern ein hochgelahrter Philosophus, der die Natur beschlichen und ihr alle ihre Geheimnisse abgelauscht habe. Er verrichtete auch wirklich wunderbare Dinge, darob männiglich erstaunte. Denn als Kaiser Friedrich der Zweite seine Künste zu schauen begehrte, lud ihn Albertus im Eismonat zu Cöln am Rhein auf ein Frühstück in den Klostergarten ein, und gab ihm ein Schauspiel, das seines Gleichen nicht hatte. Hyacinthen und Tulpen standen da im schönsten Flor, einige Obstbäume blühten, andere trugen reife Früchte, die Nachtigallen ließen sich nebst der Grasmücke im Gebüsche hören, und die fröhlichen Stechschwalben schwirrten hoch in der Luft um den Klosterthurm. Wie der Kaiser das Alles genug bewundert hatte, führt' er ihn nebst seinen Höflingen an ein Traubengeländer, gab jedem Gast ein Messer in die Hand, sich eine reife Traube abzuschneiden, doch gebot er's nicht eher zu thun, bis er's ansagen würde; aber plötzlich nahm er die künstliche Täuschung hinweg, und es ergab sich, daß jeder Gast seine eigne Nase erfaßt, und das Messer angesetzt hatte, sie abzuschneiden; welcher Schwank Friedrichen so zu lachen machte, daß er den kaiserlichen Bauch halten mußte. Wenn das mit rechten Dingen zuging, so war's traun ein

Stück, welches weder Pinetti, noch Philadelphia*) dem Tausendkünstler Albertus nachzuthun vermochten.

Nachdem der ehrwürdige Dominikaner der kleinen Richilde die geistliche Benediction ertheilt hatte, und nun von dannen ziehen wollte, bat ihn die Gräfin noch um ein Andenken für ihr Töchterlein, eine Reliquie, ein Agnusdei, ein Amulet, oder einen Segen für's Fräsch und Herzgespann. Albertus schlug sich vor die Stirn und sprach: Ihr erinnert wohl, edle Frau, schier hätt' ich's aus der Acht gelassen, euer Fräulein mit einer Gabe zu bedenken; aber laßt mich allein und saget mir genau an, zu welcher Stunde das Fräulein zuerst die vier Wände beschrien hat. Darauf verschloß er sich neun Tage lang in eine einsame Klause und laborirte fleißig, daß er ein Kunststück zuwege brächte, dabei sich die kleine Richilde seiner erinnern möchte.

Wie der Kunstmeister das Werk vollendet hatte, und merkte, daß es wohl gediehen sei, bracht' er's insgeheim zur Gräfin, und offenbarte ihr alle Tugend und geheime Wirkung seines Machwerks, und wie es zu gebrauchen sei, und wie sie die Tochter, wenn sie heranwüchse, von dem Nutz und Brauch des Werks belehren sollte; nahm dann freundlichen Abschied und ritt davon. Die Gräfin, hocherfreut über die Gabe, nahm die magische Heimlichkeit und verbarg sie in der Schublade, wo sie ihre Kleinodien verwahrte. Gunderich der Pfaffenfreund, lebte noch einige Jahre in weltentflohener Abgeschiedenheit in seiner Burg, stiftete viel Klöster und Capellen, legte aber dennoch einen großen Theil seiner Renten zum Brautschatz des lieben Töchterleins bei; denn das Lehen war einem Agnaten verschrieben. Wie er spürte, daß es mit ihm bald zu Ende gehen würde, ließ er sich ein Mönchskleid anlegen und verschied darin mit den hoffnungsvollsten Ansprüchen auf das Recht der Maskenfreiheit im ewigen Leben. Die Gräfin wählte ein Nonnenkloster zum Witwenaufenthalt, und wendete ihre ganze Thätigkeit auf die Erziehung

---

*) Zwei bekannte herumziehende Taschenspieler.

ihrer Tochter, welche sie, so bald sie volljährig seyn würde, selbst in die große Welt einführen wollte. Aber bevor sie das bewerkstelligen konnte, wurde sie vom Tode übereilt, eben zu der Zeit, da das Fräulein mit dem fünfzehnten Jahre ihres Lebens in den Blütenmond der weiblichen Schönheitsepoche eintrat.

Die gute Mutter sträubte sich Anfangs mit einigem Unwillen gegen die ungelegene Trennung von der schönen Richilde, in der sie noch einmal aufzuleben gedachte; doch als sie vermerkte, daß ihr Stündlein vorhanden sey, unterwarf sie sich standhaft dem Gesetz des alten Bundes, und schickte sich zur Heimfahrt. Sie rief ihre Tochter beiseits, hieß ihr die milden Zährlein trocknen und redete zum Valet also: Ich verlasse dich, geliebte Richilde, zu einer Zeit, wo dir der mütterlichste Beistand am nöthigsten thut; aber kümmere dich nicht! der Verlust einer guten Mutter soll dir durch einen treuen Freund und Rathgeber ersetzt werden, der, wenn du weise und klug bist, deine Schritte leiten wird, daß du nie irre gehest. Dort in der Schublade, die meine Juwelen aufbewahrt, befindet sich ein natürlich Geheimniß, welches du nach meinem Ableben in Empfang nehmen sollst. Ein hocherfahrner Philosophus, genannt Albertus Magnus, der an der Freude über deine Geburt großen Antheil nahm, hat solches unter einer gewissen Constellation verfertiget, und mir anvertraut, dir den Gebrauch desselben zu lehren. Dieses Kunstwerk ist ein metallischer Spiegel, in einem Rahmen von gediegenem Golde gefaßt. Er hat für die, welche hineinschauen, alle Eigenschaften eines gemeinen Spiegels, die Gestalten getreu zurückzugeben, die er empfängt. Aber für dich ist ihm, außer diesem Gebrauch, auch noch die Gabe verliehen, Alles, warum du ihn fragen wirst, in deutlichen redenden Bildern darzustellen, sobald du den Spruch aussprichst, welchen dir dieses Gedenktäfelein, das du hier empfängst, nachweisen wird. Hüte dich, ihn nie aus Vorwitz und Neugier zu Rathe zu ziehen, oder ihm unbesonnen das zukünftige Schicksal deines Lebens abzufragen. Betrachte diesen wunderbaren Spiegel als

einen achtungswerthen Freund, den man mit nichtswürdigen Fragen zu ermüden sich scheuet; an welchem man aber in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens immer einen treuen Rathgeber findet. Darum sey weise und vorsichtig beim Gebrauch, und wandle auf den Wegen der Tugend, damit der blanke Spiegel nicht, durch den vergifteten Hauch des Lasters angewehet, vor deinem Angesicht erblinde. Nachdem die sterbende Mutter diesen Schwanengesang vollendet hatte, umfaßte sie die jammernde Richilde, empfing den heiligen Chrisam, kämpfte ihren Todeskampf, und verschied.

Das Fräulein empfand tief in ihrem Herzen den Verlust der zärtlichen Mutter, hüllte sich in Trauerkleider, und vermeinte eins der schönsten Lebensjahre zwischen den Mauern der klösterlichen Clausur, in Gesellschaft der ehrwürdigen Domina und der frommen Klosterschwestern, ohne einmal den zeitlichen Nachlaß ihrer Mutter nachzusehen, oder in den geheimnißvollen Spiegel zu schauen. Nach und nach milderte die Zeit diese kindlichen Schmerzensgefühle, der Thränenquell versiegte, und wie das Herz des Fräuleins durch Leidenergießung keine Beschäftigung mehr fand, fühlte sie in der einsamen Zelle das Ungemächliche der langen Weile. Sie besuchte nun öfters das Sprachgemach, fand unvermerkt Belieben mit den Tanten und Vettern der Nonnen zu kosen, und die letzteren waren so eifrig den frommen Basen aufzuwarten, daß sie sich schaarenweise an's Gitter drängten, wenn die schöne Richilde im Sprachzimmer war. Es fanden sich viel stattliche Ritter ein, die der ungeschleierten Kostgängerin viel Schönes sagten, und in dieser Schmeicheleien lag das erste Samenkorn der Eitelkeit, welches hier auf kein unfruchtbar Land fiel, sondern bald Wurzel schlug und aufkeimte. Fräulein Richilde bedachte, daß es draußen m Freien besser sey als im Käfig hinter dem eisernen Gitter; sie verließ das Kloster, richtete ihren Hofstaat ein, nahm Wohlstands halber eine Aja zur Ehrenhüterin an, und trat mit Glanz in die große Welt ein.

Der Ruf ihrer Schönheit und Sittsamkeit breitete sich aus gegen die vier Winde des Himmels. Viel Prinzen und Grafen kamen von fernen Landen, ihr den Hof zu machen. Der Tagus, die Seine, der Po, die Themse und der Vater Rhein schickten ihre Heldensöhne nach Brabant, der schönen Richilde zu huldigen. Ihr Palast schien ein Feenschloß zu seyn, die Fremden genossen da der besten Aufnahme, und unterließen nicht, die Höflichkeiten der reizenden Besitzerin mit den feinsten Schmeicheleien zu erwidern. Es verging kein Tag, wo nicht die Hofstechbahn mit einigen wohlgerüsteten Rittern besetzt war, die durch ihre Wapenkönige auf den Märkten und an den Eckhäusern der Stadt die Ausforderung verkünden ließen: wer die Gräfin von Brabant nicht für die schönste Dame ihrer Zeitgenossenschaft erkenne, oder das Gegentheil zu behaupten erdreiste, solle sich in den Schranken des Turnierplatzes einfinden und mit den Waffen seine Behauptung gegen die Ritter der schönen Richilde erhärten. Gemeiniglich meldete sich Niemand: oder wenn man ja an einem Hoffeste gern stechen mochte, und einige Ritter sich bereden ließen, die Ausforderung anzunehmen, und der Dame ihres Herzens den Preis der Schönheit zuzueignen, so geschah das nur zum Schein, die Höflichkeit der Ritter erlaubte ihnen nie, den Kämpen der Gräfin aus dem Sattel zu heben; sie brachen ihre Lanzen, erkannten sich überwunden, und gestanden der jungen Gräfin den Preis der Schönheit zu; ein Opfer, welches sie immer mit jungfräulicher Sittsamkeit anzunehmen pflegte.

Bisher war es ihr noch nicht eingefallen, den magischen Spiegel zu befragen; sie brauchte ihn nur als einen gemeinen Spiegel, um ihren Kopfputz dadurch zu prüfen, ob die Jungfrauen sie zu ihrem Vortheil aufgesetzt hätten. Eine Frage hatte sie sich noch nicht erlaubt, entweder weil ihr zur Zeit noch kein kritischer Umstand vorgekommen war, der eines Rathgebers bedurft hätte; oder weil sie zu scheu war, und befürchtete, ihre Frage möchte vorwitzig und unbesonnan seyn, und der blanke Spiegel dürfe darüber erblinden.

Unterdessen machte die Stimme der Schmeichelei ihre Eitelkeit immer mehr rege, und erzeugte in ihrem Herzen den Wunsch, das in der That zu seyn, was das Gerücht ihr tagtäglich laut in die Ohren gellte. Denn sie besaß die bei den Großen so seltne Klugheit, in die Sprache ihrer Höflinge ein gerechtes Mißtrauen zu setzen. Einem aufblühenden Mädchen, weß Standes und Würden sie sei, ist die Frage über ihre Wohl- oder Mißgestalt ein so wichtiges Problem, als einem orthodoxen Kirchenlehrer die Frage über die vier letzten Dinge. Daher war eben nicht zu verwundern, daß die schöne Richilde Lehr und Unterricht begehrte über eine Materie, die ihrer Wißbegierde so interessant war; und von wem konnte sie hierüber sichere und ungezweifeltere Auskunft erwarten, als von ihrem unbestechlichen Freunde, dem Spiegel? Nach einiger Ueberlegung fand sie die Anfrage so gerecht und billig, daß sie kein Bedenken trug, solche an die Behörde gelangen lassen. Sie verschloß sich also eines Tages in ihr Gemach, trat vor den magischen Spiegel und hob ihren Spruch an:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Gold'ner Spiegel an der Wand,
Zeig mir an die schönste Dirn in Brabant.

Behend zog sie den seidnen Vorhang auf, blickte hinein und sah darin mit großer Zufriedenheit ihre eigene Gestalt, welche ihr der Spiegel unbefragt schon gar oft gezeiget hatte. Darüber ward sie hocherfreut in ihrer Seele, ihre Wangen färbten sich höher und die Augen funkelten vor Vergnügen; aber ihr Herz wurde stolz und hoffärtig, wie das Herz der Königin Vasthi. Die Lobsprüche über ihre Wohlgestalt, die sie vorher mit Bescheidenheit und sanftem Erröthen angenommen hatte, begehrte sie nun als einen rechtmäßigen Tribut; auf alle Jungfrauen des Landes sah sie mit Stolz und Verachtung herab, und wenn von ausländischen Fürstentöchtern die Rede war, und irgend eine ihrer Schönheit wegen gepriesen wurde, fuhr's ihr durch's Herz, sie verzog den Mund und bekam Vapeurs. Die Höflinge,

welche die Schwachheit ihrer Gebieterin bald genug wahrnahmen, schmeichelten und heuchelten ihr auf's unverschämteste, afterredeten über die ganze weibliche Welt, und ließen, außer ihrer Herrschaft, keiner Dame für einen Deut Ehre, wenn sie im Rufe der Schönheit stand. Selbst die berühmtesten Schönheiten der Vorwelt, die doch seit vielen hundert Jahren verblühet waren, wurden nicht verschont, und mußten sich auf's schärfste bekriteln lassen. Die schöne Judith war zu plump und vierschrötig, wenigstens nach dem Malercostüm, das ihr von undenklichen Zeiten her die robuste Gestalt eines Schlächterweibes beilegt, wenn sie den krausbärtigen Kapitän Holofernes entgurgelt. Die schöne Esther war zu rachsüchtig, weil sie die zehn hübschen Jungen des Exminister Haman, die doch nichts verschuldet hatten, henken ließ. Von der schönen Helena hieß es, sie sey ein artiger Rothkopf gewesen, und habe aller Vermuthung nach Sommersprossen gehabt. An der Königin Kleopatra wurde der kleine Mund gelobt, aber die wulstig aufgeworfenen Lippen und die hochstehenden ägyptischen Ohren, welche Blumenbach noch vor Kurzem an den Mumien bemerkt haben will, getadelt. Die Königin Thalestris mußte bei aller Gelegenheit wegen der, nach amazonischer Gewohnheit, zerstörten rechten Brust herhalten, und ihre schiefe Taille, welche sich bei diesem wesentlichen Schönheitsmangel nicht verhehlen ließ, wollte kein Höfling goutiren, weil der künstliche Panzer der ausgepolsterten Schnürbrüste, die so manchen weiblichen Mangel bedecken, damals noch nicht erfunden war.

Die schöne Richilde galt an ihrem Hofe für das einzige und höchste Ideal der weiblichen Schönheit, und weil sie, laut Zeugniß des magischen Spiegels, in der That die schönste Dame in Brabant war, und überdem großen Reichthum besaß, nebst vielen Städten und Schlössern, so gebrach es ihr nicht an hochgebornen Ehewerbern. Sie zählte deren mehr als weiland Dame Penelope, und wußte sie so fein und trüglich mit süßer Hoffnung hinzuhalten, als in spätern Zeiten die brittische Königin

Elisabeth. Alle Wünsche, die sich die Töchter Teut's in unsern Tagen zu erträumen pflegen, bewundert, fetirt, angebetet zu seyn, in der Reihe ihrer Gespielen hervorzustechen, und über alle andern wegzuglänzen, wie der liebliche Mond unter den kleinen Sternen; einen Nimbus von Bewunderern und Anbetern um sich zu haben, die bereit sind, für ihre Dame nach alter Sitte auf der Stechbahn das Leben aufzuopfern, auf ihr Geheiß auf Abenteuer auszuziehen, und Riesen und Zwerge für sie einzuhaschen; oder, nach heutigem Brauch, zu weinen, zu girren, zu winseln, trübsinnig in den Mond zu schauen, zu rasen, vor Liebeswuth Gift zu fressen, sich den Hals abzustürzen, in's Wasser zu rennen, sich aufzuhängen, die Gurgel abzuschneiden, oder ehrsamer eine Kugel durch's Hirn zu jagen; alle diese Träume schwindelnder Mädchen wurden bei der Gräfin Richilde in Wirklichkeit gesetzt. Ihre Reize hatten schon manchem jungen Rittersmann das Leben gekostet, und bei manchem unglücklichen Prinzen hing das Hochgefühl geheimer Liebesqual nur noch zwischen Haut und Knochen. Die grausame Schöne weidete sich insgeheim an den Opfern, die sie ihrer Eitelkeit täglich schlachtete, und die Martern dieser Unglücklichen ergötzten sie mehr, als die sanften Gefühle der beglückenden Liebe. Ihr Herz hatte bisher nur leichte Eindrücke einer überhingehenden Leidenschaft empfunden; sie wußte eigentlich selbst nicht, wem es angehörte; es stand jedem seufzenden Dämon offen, aber nach der Regel des Gastrechts gemeiniglich nicht länger als drei Tage. Wann ein neuer Ankömmling davon Besitz nahm, so wurde der zeitige Inhaber kaltsinnig verabschiedet. Der Graf von Artois, der von Flandern, von Brabant, von Hennegau, der von Namur, von Geldern, von Gröningen, kurz alle siebzehn niederländischen Grafen, mit Ausnahme einiger, die bereits vermählt oder schon Greise waren, buhlten um das Herz der schönen Richilde und begehrten sie zur Gemahlin.

Die weise Aja fand, daß es mit der Coquetterie ihrer jungen Herrschaft nicht lange Bestand haben könne; ihr guter Ruf schien sich zu mindern, und es war zu befürchten, daß die getäuschten Freier

ihre Schmach an der schönen Spröden rächen möchten. Sie that deßhalb einen wohlmeinenden Vorhalt, und nöthigte ihr das Versprechen ab, binnen drei Tagen sich einen Gemahl zu wählen. Ueber diesen Entschluß, der öffentlich bei Hofe bekannt gemacht wurde, erfreuten sich alle Brautwerber höchlich. Jeder Competent hoffte, das Los der Liebe würde ihn treffen: sie vereinigten sich, die Wahl, sie begünstige, wen sie wolle, gut zu heißen und mit gesammter Hand aufrecht zu erhalten.

Die strenge Aja hatte mit ihrer wohlgemeinten Zudringlichkeit indessen nichts weiter gefruchtet, als der schönen Richilde drei schlaflose Nächte zu machen, ohne daß das Fräulein, da der dritte Morgen herandämmerte, mit ihrer Wahl weiter gekommen war, als in der ersten Stunde. Sie hatte binnen der dreitägigen Frist unzählige Mal ihre Freierliste durchgemustert, geprüft, verglichen, gesondert, gewählt, verworfen, von Neuem gewählt, von Neuem verworfen, und zehnmal gewählt und zehnmal verworfen; und durch alles Dichten und Denken nichts erhalten, als eine bleiche Gesichtsfarbe und ein Paar trübe Augen. In Herzensangelegenheiten ist der Verstand immer ein armseliger Schwätzer, der mit seiner kalten Vernünftelei das Herz so wenig erwärmt, als ein ungeheitzter Kamin ein Gemach. Des Fräuleins Herz nahm keinen Theil an den Berathschlagungen, und verweigerte seinen Assent zu allen Motionen des Sprechers im Oberhause des Kopfes; darum konnte auch keine Wahl zu Recht bestehen. Mit großer Aufmerksamkeit wog sie Geburt, Verdienst, Reichthum und Ehre ihrer Ehe-Prätendenten; aber keine dieser rühmlichen Eigenschaften interessirten sie: und ihr Herz schwieg. Sobald sie indessen die Wohlgestalt der Freier mit in Anschlag brachte, gab's darin einen sanften Anklang. Die menschliche Natur hat sich seit dem halben Jahrtausend, welches von dem Zeitalter der schönen Richilde bis auf uns verflossen ist, nicht um ein Haar breit geändert. Gebt einem Mädchen aus dem achtzehnten oder aus dem dreizehnten Jahrhundert einen w e i s e n, verständigen, tugendhaften Mann, mit einem Worte

einen Sokrates zum Eheweber; stellt dann neben ihn einen schönen Mann, einen Adonis, Ganymed oder Endymion, und laßt ihr die Wahl; ihr könnt Hundert gegen Eins wetten, daß sie den ersten kaltsinnig vorbei gehet, und einen von den letzten wählt. Gerade so die schöne Richilde! Unter ihren Ehewerbern fanden sich verschiedene wohlgestaltete Männer; es kam darauf an, den schönsten daraus zu wählen; die Zeit war über diesen Consultationen verlaufen, der Hof versammelte sich in Gala, die Grafen und edlen Ritter kamen schon in vollem Ornat angeschritten, die Entscheidung ihres Schicksals mit Herzpochen erwartend.

Das Fräulein befand sich in keiner geringen Verlegenheit; ihr Herz weigerte sich, ungeachtet der Zudringlichkeiten des Verstandes, zu entscheiden. Ein Weg mußte gleichwohl in's Herz gehen; sie sprang hastig von ihrem Sopha auf, trat vor den Spiegel, und fragte ihn:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir den schönsten Mann in Brabant!

Es war also hier nicht die Frage von dem besten, das ist von dem tugendhaftesten, dem treuesten und zärtlichsten Manne, sondern von dem schönsten. Der Spiegel antwortete, wie er war gefragt worden; als sich der seidne Vorhang hob, präsentirte sich gar anschaulich auf der wassergleichen Oberfläche ein stattlicher Ritter in vollem Harnisch, doch ungehelmt, schön wie der jugendliche Adonis, da er der holden Cythere das Herz stahl. Sein Haar wallte in geflammten kastanienfarbnen Locken die Scheitel herab, die schmalen und dichten Augenbraunen ahmten die Gestalt des Regenbogens nach, aus seinem Feuerauge blitzte Kühnheit und Heldenmuth, die männlich braune mit roth tingirte Wange glühete von Wärme und Gesundheit; die sanft sich erhebende Oberlippe des Purpurmundes schien einem gefühlvollen Kuß entgegen zu streben, und die volle Wade strotzte von Rüstigkeit und Manneskraft. Sobald das Fräulein den herrlichen Ritter erblickte,

wachten auf einmal in ihrer Seele alle schlafenden Gefühle der Liebe auf; sie trank aus seinen Augen Wonne und Entzücken, und that das feierliche Gelübde, keinem andern Manne als diesem ihre Hand zu geben. Nur nahm sie groß Wunder, daß die Gestalt des schönen Ritters ihr ganz unbekannt und fremde war; sie hatte ihn nie an ihrem Hofe gesehen, obgleich nicht leicht ein junger Cavalier in Brabant seyn mochte, der solchen nicht besucht hatte. Sie beschaute deßhalb die Merkzeichen seiner Rüstung und die Livrei derselben genau; stand eine Stunde lang vor dem Spiegel, und verwendete kein Auge von der anziehenden Gesichtsform, welche sie darin erblickte; jeder Zug, die ganze Attitüde und die kleinste Eigenheit, die sie wahrnahm, ging in ihre Seele über.

Unterdessen ward es laut im Vorgemache; die Aja und das Frauenzimmer harreten, daß ihre Herrschaft hervortreten sollte. Das Fräulein ließ endlich mit Unwillen den Vorhang fallen, öffnete die Thür, und wie sie die Aja erblickte, umarmte sie die ehrwürdige Dame und sprach mit liebreicher Geberde: ich hab' ihn gefunden, den Mann meines Herzens, freuet euch mit mir, ihr Lieben: der schönste Mann in Brabant ist mein! Der heilige Bischof Medardus, mein Schutzpatron, ist mir diese Nacht im Traum erschienen, hat diesen Gemahl, vom Himmel auserkoren, mir zugeführt, und im Beiseyn der heiligen Jungfrau und vieler himmlischen Zeugen mir angetraut. Diese fromme Lüge erfand die schlaue Richilde aus dem Stegreif; denn das Geheimniß des magischen Spiegels wollte sie nicht offenbaren, und außer ihr war's keinem Sterblichen kund. Die Hofmeisterin, hocherfreut über den Entschluß ihrer jungen Herrschaft, fragte mit Begier, wer der glückliche Prinz sei, vom Himmel erkoren, die schöne Braut heimzuführen? Alle edlen Frauen des Hofes spitzten die Ohren, und riethen in Gedanken gar scharfsinnig bald auf den, bald auf jenen wackern Ritter, meinten alle, sie hätten's getroffen, und raunten eine der andern den Namen des vermeinten Ehe-Candidaten etwas vorlaut in's Ohr. Aber die schöne Richilde, nachdem sie ihre Lebensgeister

etwas gesammelt hatte, that ihren Mund auf und sprach: meinen Sponsen namentlich euch anzuzeigen, oder zu sagen, wo er hause, stehet nicht in meiner Macht; er ist nicht unter den Fürsten und Edlen meines Hofes, hab' ihn auch nie mit den Augen gesehen; aber seine Gestalt schwebt meiner Seele vor, und wenn er kommt, mich heimzuführen, werd' ich ihn nicht verkennen.

Ueber diese Rede wunderte sich die weise Aja und alle Damen nicht wenig, vermeinten, das Fräulein habe diesen Fund erdacht, der abgenöthigten Wahl eines Gemahls auszuweichen; aber sie beharrete bei ihrer Erklärung standhaft, keinen andern Sponsen sich aufdringen zu lassen, als den ihr der fromme Bischof Medardus im Traum angetrauet habe. Die Ritter hatten bei dieser Controvers lang im Vorgemach geharret, und wurden nun eingelassen, ihr Urtheil zu vernehmen. Die schöne Richilde trat auf, hielt einen herrlichen Sermon mit vieler Würde und Anstand, und beschloß mit dieser Apostrophe: vermeinet nicht, edle Herren, daß ich mit trüglichen Worten zu euch rede, ich will euch Anzeige thun von der Gestalt und den Merkzeichen der Waffen des unbekannten Ritters, ob jemand sei, der mir Bericht gebe, wer er sei und wo er zu finden ist. Hierauf beschrieb sie die Gestalt vom Kopf zu Fuß, und fügte noch hinzu: sein Harnisch ist gülden, lasurblau verschmelzt; auf seinem Schilde schreitet ein schwarzer Löwe in silbernem mit rothen Herzen bestreuetem Felde, und die Livrei seiner Feldbinde und des Wehrgehänges ist die Farbe der Morgenröthe, Pfirsichblüt und orangengelb.

Als sie schwieg, nahm der Graf von Brabant, des Landes Erbe, das Wort und sprach: wir sind nicht hier, geliebte Base, mit euch zu rechten; ihr habt freie Macht und Willkür zu thun, was euch gefällt; uns genügt eure Meinung zu wissen, daß ihr uns ehrlich verabschiedet, und nicht weiter mit trüglicher Hoffnung täuschen möget, dafür gebührt euch billig Dank. Was aber den ehrenvollen Ritter anbelangt, den ihr im Traum gesehen habt, und von welchem ihr wähnet, daß er vom Himmel euch zum ehelichen Gemahl beschieden

sei, so mag ich euch nicht verhalten, daß mir derselbe wohl bekannt und mein Lehensmann ist: denn nach eurer Beschreibung und den Merkzeichen seiner Rüstung und Livrei, kann das kein andrer seyn, als Graf Gombald vom Löwen; doch er ist bereits beweibt und kann nicht der eure werden.

Bei diesen Worten entfärbte sich die Gräfin, daß sie dachte umzusinken; sie hatte nicht vermuthet, daß ihr der Spiegel den Streich spielen und einen Mann darstellen würde, dessen gesetzmäßiger Liebe sie nicht theilhaft werden konnte; auch konnt' ihr gar nicht einfallen, daß der schönste Mann in Brabant andere Fesseln als die ihrigen tragen könnte. Bei so bewandten Umständen kam der heilige Medardus ziemlich in's Gedränge, daß er mit seinen geistlichen Pflegetöchtern solch' Possenspiel treibe und sie in verbotner Liebesglut entbrennen lasse. Dennoch wollte die Gräfin ihren Schutzpatron bei Ehren erhalten, und behauptete: ihr Traumgesicht könne vielleicht eine verborgene Deutung haben; wenigstens scheine es anzuzeigen, daß sie sich vor der Hand in keine Ehe-Tractaten einlassen sollte. Die Freier zogen also insgesammt davon, der eine dahinaus, der andere dorthinaus, und der Hof der Gräfin war auf einmal einsam und verödet.

Das hundertzüngige Gerücht breitete indessen die seltsame Neuigkeit von dem wunderbaren Traum auf allen Heerstraßen aus, und sie kam auch dem Grafen Gombald warm zu Ohren. Dieser Graf war ein Sohn Theobald's, Bruderherz genannt, weil er seinem jüngern Bruder Botho mit so treuer Liebe zugethan war, daß er mit ihm in beständiger Eintracht lebte, und den Nachgebornen an allen Vorrechten der Erstgeburt Antheil nehmen ließ. Beide Brüder wohnten in Einem Schlosse beisammen; ihre Gemahlinnen liebten sich gleichfalls als Schwestern, und weil der ältere Bruder nur einen Sohn, der jüngere nur eine Tochter hatte, gedachten die Aeltern das Band der Freundschaft auch auf die Kinder auszudehnen, und verlobten sie in der Wiege. Das junge Paar wurde beisammen auferzogen, und als der Tod die Erbverbrüderung von Seiten der Aeltern frühzeitig

trennte, verclausulirten sie ihren letzten Willen dergestalt, daß den Kindern keine andre Wahl übrig blieb als sich zu heirathen. Seit drei Jahren waren sie bereits vermählt, und lebten nach dem Beispiele ihrer friedlichen Aeltern in einer glücklichen Ehe, als Graf Gombald den wunderbaren Traum der schönen Richilde vernahm. Der Ruf, der alle Dinge vergrößert, setzte noch hinzu, sie sei so heftig in ihn verliebt, daß sie das Gelübde gethan habe, in's Kloster zu gehen, weil sie seiner Liebe nicht theilhaftig werden könne. Graf Gombald hatte bisher im Schooß einer friedlichen Familie und in den Armen einer liebenswerthen Gattin nur die stillen Freuden der häuslichen Glückseligkeit gekannt, und noch war kein Funke in den Zunder seiner Leidenschaften gefallen, sie zu entflammen. Aber plötzlich erwachten in seinem Herzen mächtige Begierden; Ruh und Zufriedenheit schwand daraus hinweg; es gebar thörichte Wünsche, nährte sich insgeheim mit der schandbaren Hoffnung, daß der Tod das Ehebündniß vielleicht trennen und ihm seine Freiheit wiedergeben werde. Kurz, das Ideal der schönen Richilde verdarb das Herz eines sonst guten und tugendhaften Mannes und macht' es aller Laster fähig. Wo er ging und stand, schwebte ihm das Bild der Gräfin von Brabant vor; es schmeichelte seinem Stolz, der einzige Mann zu seyn, der die spröde Schöne überwunden habe, und die erhitzte Phantasie malte ihm den Besitz derselben mit so hohen Farben ab, daß seine Gemahlin dabei ganz in Schatten zu stehen kam; alle Liebe und Zuneigung verlosch gegen sie, und er wünschte nur ihrer los zu seyn. Sie bemerkte bald den Kaltsinn ihres Herrn, und verdoppelte deßhalb ihre Zärtlichkeit gegen ihn; aber sie konnt' ihm nichts mehr zu Danke thun, er war finster, mürrisch und grämisch, entfernte sich von ihr bei jeder Gelegenheit, und trieb sich auf seinen Landschlössern und in den Wäldern herum, indeß die Einsame zu Hause sich grämte und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Eines Tages überrascht' er sie in einer Anwandlung ihrer Leidensergießung: »Weib,« fuhr er auf, »was hast du stets zu winseln und

zu stöhnen, daß mir die Ohren gellen, was soll das Eulengeschrei, das mir Unlust macht, und weder dir noch mir zu etwas frommen kann?« — »Lieber Herr,« antwortete die sanfte Dulderin, »laßt mir meinen Schmerz, ich bin ein betrübtes Weib, daß ich wohl Ursach' habe, sintemal ich eurer Lieb und Gunst verlustig gehe, und nicht weiß, wodurch ich diesen Unwillen verschuldet. Hab' ich Gnade vor euch gefunden, so thut mir kund euer Mißbehagen, daß ich sehe, wie ich's wenden mag.« Gombald wurde durch diese Rede gerührt: »Gutes Weib,« sprach er und faßte sie traulich bei der Hand, »ihr habt nichts verschuldet; doch will ich euch nicht verbergen, was mir das Herz abdrückt, und das möget ihr nicht wenden. Unser beider Ehe macht mir Gewissensscrupel; ich denke, sie sei Blutschand und große Sünd', die sich nicht abbüßen läßt, weder in dieser noch in jener Welt. Wir sind im verbotnen Grade verheirathet, Geschwisterkind, das ist bald wie eine Ehe zwischen Bruder und Schwester; dafür hilft keine Absolution und keine Dispensation! sehet, das quält mein Gewissen Tag und Nacht, und brennt mich auf der Seele.«

In den Zeiten, wo es noch ein Gewissen gab, war dieses, absonderlich bei großen Herren, so fein, zart und empfindsam, wie das Häutlein Periostium genannt, wo die geringste Verletzung große Qual und Angst verursacht. Denn ob es gleich durch den Schlaftrunk der Begierden gar leicht zu betäuben und einzuschläfern war, daß man daran sägen und drein bohren konnte, wie man wollte, ohne daß es sich regte oder bewegte: so erwacht' es doch über kurz oder lang, und verursachte Brennen und Jucken unter der Hirnhaut. Bei keiner Gelegenheit aber war es reizbarer, als wenn ein Zweifelsknoten über einen verbotnen Ehegrad es drückte. Alle christlichen Könige und Fürsten gehören, wie bekannt, zu Einer Familie: folglich da sie von jeher nicht außer ihrem Clan heirathen durften, mußten sie sich mit ihren Muhmen und Basen vermählen, und so lange diese jung und schön waren, wiegte das sinnliche Gefühl der Liebe alle moralischen Gefühle in einen narkotischen Schlummer. Wenn aber die geliebte

Cousine an der Seite ihres Eheherrn zu altern begann, oder Sätti gung Ueberdruß gebar, oder eine andre Dame seinen Augen besser gefiel, erwachte mit einmal das zarte Gewissen des tugendhaften Gemahls, zwängte und drängte ihn, daß er weder ruhen noch rasten konnte, bis er einen Scheidebrief in Rom vom heiligen Vater gelöset hatte, und Frau Base in's Kloster wandern und ihre ehelichen Gerechtsame einer andern einräumen mußte, an welche das canonische Recht keinen Anspruch hatte. So schied sich Heinrich VIII. von Katharinen von Arragonien, seiner Schwägerin, blos auf Antrieb seines zarten Gewissens, ob er gleich, mit dessen völliger Zustimmung, zwei Nachfolgerinnen derselben einer angeblichen Liebelei halber enthalsen ließ; und so schieden sich, laut Zeugniß der Geschichte, vor ihm gar viele gewissenhafte Fürsten und Monarchen von ihren Gemahlinnen, obwohl keiner nachher in des frommen Königs Fußstapfen getreten ist. Es war also kein Wunder, daß Graf Gombald, der Sitte und der Denkungsart seines Zeitalters gemäß, eine schwere Gewissensrüge über die zu nahe Verwandtschaft mit seiner Gemahlin empfand, sobald ihm eine Liebschaft vorkam, die seiner Sinnlichkeit mehr behagte als diese. Die gute Dame mochte vorstellen und einwenden, so viel sie wollte, das Gewissen ihres Herrn zu beruhigen, es war vergebliche Mühe. »Ach, liebster Gemahl!« sprach sie, »wenn ihr kein Erbarmen mit eurer unglücklichen Gattin habt, so erbarmet euch des unschuldigen Pfandes eurer erstorbenen Liebe, welches ich unterm Herzen trage! Könnt' ich's doch Augenblicks euch in die Arme geben, vielleicht rührte euch der Anblick der Unschuld und brächte mir euer abwendiges Herz zurück.« Ein Strom bittrer gesalzener Zähren stürzte diesen Worten nach. Aber die eherne Brust des hartherzigen Mannes fühlte nicht die siebenfachen Leiden seiner Gemahlin, er verließ sie eilends, schwang sich auf's Roß und ritt gegen Mecheln zum Erzbischof, lösete mit schwerem Gelde einen Scheidebrief, und verstieß sein treues gutes Weib in s Kloster, wo sie sich so härmte und abzehrte, daß ihre Gestalt ganz verfiel. Als ihre Stunde kam, genas sie eines Töchterleins, welches

sie brünstiglich herzte, an den treuen mütterlichen Busen drückte und mit heißen Zähren netzte. Aber der Engel des Todes stand neben ihr und drückt' ihr schnell die Augen zu, daß sie sich des Anblicks des holden Kindes nicht lang erfreuen konnte. Bald darauf kam der Graf angeritten, nahm das Kindlein zu sich, that es unter die Hand einer Aufseherin in einem seiner Schlösser, und gab dem zarten Fräulein einige Dirnen und Hofzwerge zur Aufwartung; er aber rüstete sich auf's Stattlichste aus, denn sein Streben und Sorgen war, die schöne Brabanterin zu erlangen.

Frohen Muthes zog er an den Hof der Gräfin Richilde, warf sich wonnetrunken ihr zu Füßen, und als sie den herrlichen Mann erblickte, nach welchem ihr Herz so lange geseufzet hatte, fühlte sie darin unbeschreibliches Entzücken, und schwur dem Ritter von Stund an den Bund der Treue. Ihr Palast verwandelte sich in ein Ida und Paphos, denn die Göttin Cythere schien ihre Residenz dahin verlegt zu haben. In dem süßen Freudentaumel, unter den ausgesuchtesten Ergötzlichkeiten, entschwanden dem glücklichen Paare Tage und Jahre wie ein heiterer Morgentraum, und Gombald und Richilde betheuerten einander oft, daß man in den Vorhöfen des Himmels nicht glücklicher seyn könne, als Er und Sie zusammen lebten; kein Wunsch war ihnen übrig als der, Aeonen lang ihr wechselseitiges Glück zu genießen, ohne Wandel. Allein das glückliche Paar besaß zu wenig Philosophie, um einzusehen, daß ein fortwährender Genuß des Vergnügens das Grab des Vergnügens ist, und daß diese Würze des Lebens, in zu starken Dosen genommen, demselben allen Hochgeschmack und Anmuth raube. Unvermerkt erschlafft die Reizbarkeit der Organe für das Gefühl der Lebensfreuden, alle Ergötzlichkeiten gewinnen einen einförmigen Gang, und die raffinirteste Abwechselung wird endlich auch ein fades Einerlei. Dame Richilde, nach ihrer veränderlichen Gemüthsart, verspürte zuerst diese Unbequemlichkeiten, wurde launisch, herrisch, kalt, und mitunter eifersüchtig. Der Herr Gemahl befand sich auch nicht mehr in der ehemaligen Lage der Behaglichkeit; ein gewisser

Spleen drückte seine Seele, der Minneblick im Auge war erloschen, und das Gewissen, womit er ehedem heuchlerischen Scherz getrieben, fing nun an zu ernsten. Es kam ihm der Scrupel ein, daß er seine erste Gemahlin gemordet habe; er gedachte derselben öfters mit Wehmuth und vielen Lobsprüchen, und der Sage nach soll's nie gut Geblüt in der zweiten Ehe geben, wenn von der seligen Frau zu oft die Rede ist; es gab oft verschiedene Debatten mit der Dame Richilde, und er sagte ihr zuweilen gerade in's Angesicht, daß sie die Stifterin alles Unglücks sei.

»Wir können nicht ferner zusammen hausen,« sprach er einstmals nach einem Ehezwist zu seiner Gemahlin »mein Gewissen drängt mich, meine Schuld zu versühnen; ich will gen Jerusalem wallfahrten zum heiligen Grabe, und versuchen, ob ich dort die Ruhe meines Herzens wieder finden kann.« Gesagt, gethan! Richilde widersetzte sich diesem Vorschlag nur schwach, Graf Gombald rüstete sich zur Wallfahrt, machte sein Testament, nahm lauen Abschied, und zog davon.

Eh' ein Jahr verging, kam Botschaft nach Brabant, daß der Graf in Syrien an der schwarzen Pest gestorben sei, ohne den Trost gehabt zu haben, am heiligen Grabe seine Sünden abzubüßen. Die Gräfin empfing diese Zeitung mit großer Gleichmüthigkeit, beobachtete aber gleichwohl äußerlich alle Regeln des Wohlstandes, wehklagte, weinte, hüllte sich in Boi und Flor, nach den Vorschriften der Etikette, ließ auch dem seligen Herrn ein prächtiges Cenotaphium errichten, an welchem weinende Genien mit ausgelöschten Fackeln und Thränenkrügen nicht fehlten. Inzwischen hat ein schlauer Menschenspäher längst bemerkt, daß junge Witwen geartet sind wie grünes Holz, welches an einem Ende brennt, wenn am andern das Wasser herausträufelt. Das Herz der Gräfin Richilde konnte nicht lange unbeschäftigt bleiben, die Trauer erhob ihre Reize so sehr, daß sich jedermann herzudrängte, die schöne Witwe zu sehen. Viele Glücksritter zogen an ihren Hof, ihr Heil zu versuchen und diese reiche Beute zu erhaschen; sie fand Anbeter und Bewunderer in Menge, und die Hofschmeichler waren, was

das Lob ihrer Gestalt betraf, wieder vollkommen in Odem gesetzt. Das gefiel der eitlen Frau ungemein wohl; weil sie aber doch gern Gewißheit von der Sache zu haben und überzeugt zu seyn wünschte, daß der Finger der Zeit in fünfzehn Jahren keinen ihrer Reize verwischt habe, rathfragte sie deßhalb ihren Wahrheitsfreund, den magischen Spiegel, mit dem gewöhnlichen Spruche:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir an das schönste Weib in Brabant.

Schauer und Entsetzen befiel sie, als der seidne Vorhang aufrauschte und eine fremde Gestalt ihr in's Auge fiel, schön wie eine Huldgöttin, der liebenswürdigste weibliche Engel, voll sanfter Unschuld; aber das Bild hatte von ihr selbst keinen Zug. Es ist schwerlich zu entscheiden, ob hier zwischen Frag' und Antwort nicht ein Mißverstand obwaltete; die Gräfin nahm das Wort W e i b vielleicht in engerm Sinn, und verlangte zu wissen, ob sie unter den Frauen ihrer Provinz, mit Ausschluß junger aufblühender Mädchen, noch den Preis der Schönheit behaupte; der Genius des Spiegels aber gab dem Worte eine größere Ausdehnung und verstand darunter die ganze Flora des Geschlechts. Dem sey wie ihm wolle, die schöne Witwe gerieth über die unerwartete Antwort auf ihre Frage in große Wuth, und es fehlte wenig, daß sie dem indiscreten Spiegel solches hätt' entgelten lassen, und das hätte man ihr verzeihen müssen: denn für eine Dame, die kein anderes Talent als Schönheit empfangen hat, gibt es keine größere Kränkung, als die, wenn ihr der Wahrheitsfreund auf dem Putztische den unwiederbringlichen Verlust des ganzen Werthes ihres Daseyns ankündet.

Dame Richilde, untröstlich über die gemachte Entdeckung, faßte gegen die unschuldige Schöne, die sich im Besitz ihres angemaßten Eigenthums befand, einen tödtlichen Haß. Sie prägte sich das liebliche Madonnengesicht genau in's Gedächtniß, und forschte mit großem Fleiß nach der Inhaberin desselben. Diese Entdeckung kostete wenig

Mühe, sie erfuhr gar bald, daß der Beschreibung nach ihre eigene Stieftochter Blanca, von ihr der Balg zubenannt, den Preis der Schönheit ihr abgewonnen habe. Alsbald gab ihr der Satan in's Herz, diese edle Pflanze, die dem Garten Eden zum Schmuck würde gedienet haben, zu vernichten. Die Grausame berief in dieser Absicht den Hofarzt Sambul zu sich, gab ihm einen gezuckerten Granatapfel, zählte ihm fünfzig Goldstücke in die Hand und sprach: richte mir diesen Apfel so zu, daß die eine Hälfte davon ganz unschädlich sey, die andere aber von Gift beschwängert wäre; daß, wer davon genieße, in wenig Stunden sterbe. Der Jud' strich freudig sich in den Bart und das Geld in seinen Säckel, und verhieß zu thun, wie ihm die arge Frau geboten hatte. Er nahm eine spitze Nadel, grub damit drei Löchlein in den Apfel, ließ darein fließen einen scharfen Liquor, und nachdem die Gräfin den Apfel in Empfang genommen, stieg sie auf ihr Roß und trabte in Begleitung weniger Hofdiener zu ihrer Tochter Blanca hin, auf das abgelegene Schloß, wo das Fräulein haus'te. Unterwegs schickte sie einen reitenden Boten voraus, der ansagen sollte, daß die Gräfin Richilde im Anzuge sei, das Fräulein heimzusuchen, und mit ihr über des Papa's Verlust zu weinen.

Diese Botschaft brachte das ganze Schloß in Aufruhr. Die feiste Duenna watschelte im Haus' umher, Trepp auf Trepp nieder, setzte alle Kehrbesen in Bewegung, ließ eilends aufputzen, die Spinnweben zerstören, die Gastzimmer schmücken und die Küche bereiten, schalt und trieb die trägen Mägde zu Fleiß und Arbeit an, lärmte und commandirte mit lauter Stimme, wie ein Capercapitän, der einen Kauffahrer in der Ferne wittert; das Fräulein aber schmückte sich bescheiden, kleidete sich in die Farbe der Unschuld, und wie sie die Rosse antrappeln hörte, flog sie ihrer Mutter entgegen, und empfing sie ehrerbietig mit offenen Armen. Die Gräfin fand das Fräulein beim ersten Anblick siebenmal schöner als die Copie, welche sie im Spiegel erblickt hatte, und dabei so klug, so verständig und so sittsam. Das engte ihr das Herz ein; aber die Schlange verbarg das Nattergift

tief in ihrem Busen, that falschfreundlich gegen sie, klagte über den hartherzigen Papa, der ihr, so lang er lebte, den holden Anblick des Fräuleins geweigert hatte, und verhieß von nun an mit treuer Mutterliebe sie zu umfahen. Bald darauf bereiteten die Zwerglein die Tafel und trugen ein herrlich Mahl auf. Beim Dessert ließ die Hofmeisterin das köstlichste Obst aus dem Schloßgarten aufsetzen. Richilde kostete davon; fand es dennoch nicht schmackhaft genug und forderte von einem Diener ihren Granatapfel, womit sie, wie sie sagte, jede Mahlzeit zu beschließen pflegte. Der Diener reicht ihr solchen auf einem silbernen Teller dar, sie zerlegt ihn gar zierlich, und bot der schönen Blanca, gleichsam zum Zeichen ihres Wohlwollens, die Hälfte davon. Sobald der Apfel verzehrt war, saß die Mutter mit ihrem Hofgesinde wieder auf, und ritt von dannen. Bald nach ihrem Abzuge ward dem Fräulein weh um's Herz, die rosenfarbenen Wangen erbleichten, alle Glieder ihres zarten Leibes erbebten, die Nerven zuckten und hüpften, ihre liebevollen Aeuglein brachen, und schlummerten in den endlosen Todesschlaf hinüber.

Ach, was erhob sich für Jammer und Herzeleid innerhalb der Mauern des Palastes über das Hinscheiden der schönen Blanca, die wie eine hundertblätterige Rose von einer räuberischen Hand in der schönsten Blüte gepflückt wurde, weil sie die Zierde des Gartens war. Die wohlbeleibte Duenna regnete Thränenströme wie ein aufgedunsener Schwamm, der durch einen heftigen Druck alle eingesogene Feuchtigkeit auf einmal von sich gibt. Die kunstreichen Zwerge aber zimmerten einen Sarg von Föhrenholz mit silbernen Schildern und Handhaben, und machten, um des Anblicks ihrer holden Gebieterin nicht auf einmal beraubt zu seyn, ein Glasfenster darein; die Dirnen fertigten ein Sterbekleid von dem feinsten Brabanter Linnen, kleideten die Leiche darein, setzten die Keuschheitskrone, einen frischen Myrtenkranz, auf ihr Haupt, und brachten mit Trauergepränge den Sarg in die Schloßcapelle, wo der Pater Meßner das Seelamt hielt, und

das Glöcklein vom Morgen bis zur späten Mitternachtsstunde dumpfen Sterbeklang tönte.

Indessen langte Donna Richilde wohlgemuth in ihrer Heimat an. Das Erste, was sie that, war, daß sie ihre Frage an den Spiegel wiederholte und behend den Vorhand aufflattern ließ. Mit inniger Freude und der Miene des Triumphs erblickte sie ihre eigene Gestalt zwar wieder; aber auf der metallenen Oberfläche hatten sich hier und da große Rostflecken angesetzt, wodurch die helle Politur desselben, wie durch Blatternarben ein jungfräuliches Gesicht, entstellt war. Was schadet's, dachte die Gräfin bei sich selber, immer besser, daß sie auf dem Spiegel haften, als auf meiner Haut, er ist dennoch zu gebrauchen, und vergewissert mich wieder meines Eigenthums. In Gefahr, ein Gut zu verlieren, lernt man gemeiniglich den Werth desselben erst schätzen. Die schöne Richilde hatte oft Jahre vorüber gehen lassen, ohne den Spiegel über ihre Schönheit in Anspruch zu nehmen; jetzt ließ sie keinen Tag vorbei. Sie genoß verschiedene Mal' das Vergnügen, ihrer Gestalt ein Götzenopfer zu bringen; wie sich aber eines Tages zu eben dieser Absicht der Vorhang hob, o! Wunder über Wunder! da schwebte im Spiegel ihren Augen wieder die Gestalt der reizenden Blanca vor. Bei diesem Anblick wandelte die eifersüchtige Frau eine Ohnmacht an, aber sie zog eilends ihr Riechfläschchen hervor, und mit Hilfe des Hirschhorngeistes ging das Uebel bald vorüber; sie sammelte alle ihre Kräfte, um zu erforschen, ob sie ein falscher Wahn getäuscht habe, aber der Augenschein belehrte sie eines andern.

Sogleich brütete sie über einer neuen Bosheit. Sambul der Hofarzt wurde vorbeschieden, zu dem sprach die Gräfin mit zornmüthiger Geberde: »O du schändlicher Betrieger, schelmischer Jud'! verachtest du also mein Gebot, daß du meiner spotten darfst? Hieß ich dir nicht einen Granatapfel so zurichten, daß sein Genuß tödte, und du hast Lebenskraft und Balsam der Gesundheit hineingelegt? Das sollen mir dein Judasbart und deine Ohren entgelten.« Sambul der Arzt entsetzte sich ob dieser

Rede seiner erzürnten Gebieterin, antwortete und sprach: »Au wei mir! Wie geschieht mir? Weiß nicht, gestrenge Frau, wie ich eure Ungnad' verwirkt hab'. Was ihr mir befohlen, hab' ich fleißig ausgerichtet; hat die Kunst fallirt, so ist die Ursach' davon, was ich nicht weiß.« Die Dame schien sich etwas zu besänftigen und fuhr fort: »Diesmal sei dir dein Fehl verziehen, doch mit dem Beding, daß du mir eine wohlriechende Seife bereitest, die das unfehlbar leiste, was der Granatapfel verfehlt hat.« Der Arzt verhieß sein Bestes zu thun, sie zählte ihm wieder fünfzig Goldstücke in seinen Säckel, und entließ ihn. Nach Verlauf einiger Tage brachte der Arzt der Gräfin die mörderische Composition; flugs staffirte sie ihre Amme, ein abgefeimtes Weib, als eine Krämerin mit kurzer Waare heraus, gab ihr feinen Zwirn, Nähnadeln, wohlriechende Pomade, Riechfläschchen, und marmorirte Seifenkugeln mit rothem und blauem Geäder, in ihren Kasten, hieß sie damit zu ihrer Tochter Blanca wandern, um ihr die Giftkugel in die Hand zu spielen, und versprach ihr dafür große Belohnung. Das feile Weib zog hin zu dem Fräulein, welches keinen Betrug ahnete, und sich durch die arglistige Schwätzerin bereden ließ, die Seife, welche die Schönheit der Haut bis in's höchste Alter conserviren sollte, einzuhandeln, und ohne Vorwissen ihrer Duenna einen Versuch damit zu machen. Die arge Stiefmutter consultirte indeß den verrosteten Spiegel fleißig, vermuthete aus der Beschaffenheit desselben, daß ihr Anschlag müsse geglückt seyn: denn die Rostflecken hatten sich wie Salpeterfraß in einer Nacht über die ganze Spiegelfläche ausgebreitet, daß sich auf ihr Befragen nur ein trüber Schatten auf der matten Oberfläche darstellte, welchem keine Gestalt mehr abzugewinnen war. Der Verlust des Spiegels ging ihr zwar zu Herzen, doch glaubte sie dadurch den Ruhm, die erste Schönheit im Lande zu seyn, nicht zu theuer bezahlt zu haben.

Eine Zeit lang genoß das eitle Weib mit geheimer Zufriedenheit dieses eingebildete Vergnügen, bis ein fremder Ritter an ihren Hof kam, der in dem Schloß der Gräfin Blanca unterweges einge-

sprochen, und sie nicht in der Gruft, sondern an der Toilette gefunden, und von ihrer Schönheit gerührt, sie zur Dame seines Herzens erkoren hatte. Weil er nun die Gräfin von Brabant gern erlustiren und sich vor ihr auf dem Turnierplatz zeigen wollte, doch nicht vermeinte, daß die Mutter auf die Tochter eifersüchtig sey, warf er bei einem Freudenmahl, von Weindunst erhitzt, seinen eisernen Handschuh auf den Tisch und sprach: wer das Fräulein Blanca vom Löwen nicht für die schönste Dame in Brabant erkläre, solle den Handschuh an sich nehmen, zum Zeichen, daß er Tages darauf zu Schimpf oder Ernst eine Lanze mit ihm brechen wolle. Ueber diese Unbesonnenheit des Gaskoniers scandalisirte sich der ganze Hof höchlich, man schalt ihn insgeheim Meister Duns und Ritter Großbrot. Richilde erbleichte über die Nachricht, daß Fräulein Blanca nochmals aufgelebt sei; die Ausforderung war ihr ein Dolchstich in's Herz; doch zwang sie sich zu einem huldreichen Lächeln, und genehmigte die Partie, hoffend, daß die Ritter ihres Hofes sich um den Handschuh reißen würden. Wie aber keiner hervortrat, den Kampf anzunehmen, denn der Fremdling hatte ein keckes Ansehen, war sehr nervigt und von starken Knochen, machte sie gar ein trübselig Gesicht, daß männiglich Verdruß und Herzeleid darin lesen konnte. Das erbarmte ihren getreuen Stallmeister so sehr, daß der den eisernen Handschuh aufnahm. Aber wie der Kampf des folgenden Tages begann, behielt der Gaskonier nach einem wackern Rennen den Sieg, und empfing den Ritterdank von der Gräfin Richilde, die vor Unmuth zu sterben gedachte.

Vorerst ließ sie ihren Zorn an dem Arzt Sambul aus. Er ward in den Thurm geworfen, in Ketten geschlossen, und ohne weiteres Verhör ließ ihm die gestrenge Frau den ehrwürdigen Bart, Haar bei Haar, ausraufen, und reinweg beide Ohren abschneiden. Nachdem der erste Sturm vorüber war, und die Grausame bedachte, daß ihre Tochter Blanca dennoch über sie triumphiren werde, wofern es ihr nicht gelingen sollte, sie durch List hinzurichten (denn das väterliche Testament hatt' ihr alle Gewalt über die Tochter geraubt), so schrieb sie

einen Brief an das Fräulein, so zärtlich, und freute sich ihrer Genesung so mütterlich, als ob ihr das Herz jedes Wort in die Feder dictirt hätte. Diesen Brief gab sie ihrer Vertrauten, der Amme, ihn dem eingekerkerten Arzt zu bringen, benebst einem Zettel, darauf diese Worte geschrieben standen: Schleuß in diesen Brief Tod und Verderben ein, für die Hand, die ihn öffnet. Hüte dich, zum dritten Mal mich zu täuschen, so lieb dir dein Leben ist. Sambul der Jud' simulirte lang, was er thun sollte, und klimperte nachdenklich an dem Geschmeide, als bet' er sein jüdisch Paternoster an den Ketten ab. Endlich schien die Liebe zum Leben, obgleich in einem traurigen Kerker, mit einem Kopf ohne Ohren und einem Kinn ohne Bart, alle andre Betrachtungen zu überwiegen, und er versprach zu gehorchen. Die Gräfin schickte den Brief durch einen reitenden Boten ab, der bei seiner Ankunft viel Grimassen machte, als enthalte der Brief Wunderdinge, auch wollt' er nicht sagen, von wannen er gekommen sei. Das Fräulein, begierig den Inhalt zu erfahren, lös'te behend das Siegel, las einige Zeilen, fiel auf dem Sopha zurück, schloß die lichtvollen blauen Augen, und verschied. Seit der Zeit erfuhr die mörderische Stiefmutter nichts mehr von ihrer Tochter, und ob sie gleich oft Kundschafter ausschickte, so brachten ihr diese doch keine andere Botschaft, als daß das Fräulein aus ihrem Todtenschlummer nicht wieder erwacht sei.

Also war die schöne Blanca durch die Ränke des häßlichen Weibes dreimal gestorben, und dreimal begraben. Nachdem die getreuen Hofzwerge sie zum ersten Mal beigesetzt hatten, und die Seelenmessen angeordnet waren, hielten sie nebst den weinenden Dirnen bei der Gruft fleißig Wache, und schaueten durch das Fensterlein oft in den Sarg, des Anblicks ihrer theuren Gebieterin noch so lange zu genießen, bis die Verwesung ihre Gestalt vernichten würde. Aber mit Verwunderung wurden sie gewahr, daß sich nach einigen Tagen die bleichen Wangen mit einer sanften Röthe überzogen, auf den erblaßten Lippen fing an der Purpur des Lebens wieder zu glühen, und

bald darauf schlug das Fräulein die Augen auf. Als das die aufwartenden Diener wahrnahmen, hoben sie freudig den Deckel vom Sarge, die schöne Blanca richtete sich auf, und wunderte sich baß, da sie sich in einer Todtengruft, und ihre Bedienung um sich her in tiefer Trauer erblickte. Eilends verließ sie den grausenvollen Ort, und zitterte wie Eurydice mit wankendem Knie aus dem Schattenreiche zum erquickenden Tageslicht herauf. Der Arzt Sambul war im Grunde ein frommer Israelite, der an keiner Büberei Gefallen trug, außer wenn die Vorliebe für die edlen Metalle sein enges Gewissen zuweilen in's Weite dehnte. Bei dem Granatapfel, welchen die Gräfin ihm darreichte, fiel ihm der Unglücksapfel aus dem Paradies ein, auch der goldene Apfel aus dem Garten der Hesperiden, welcher drei Göttinnen entzweite, und Ursach' war, daß eine herrliche Königsstadt verwüstet wurde, und er dachte alsbald bei sich selbst, es sei genug an dem Unfug, welchen zwei Aepfel bereits in der Welt gestiftet hätten, der dritte sollte die Aepfelschuld nicht mehren. Anstatt des Giftes, das er darein verbergen sollte, tingirt' er die Häfte davon mit einer narcotischen Essenz, welche die Sinne betäubte ohne den Leib zu zerstören. Eben so verfuhr er das zweite Mal mit der Seifenkugel, nur daß er die Portion des Mohnsaftes mehrte, daher das Fräulein nicht zu der Zeit wie vorher erwachte, und die Zwerglein wähnten, sie sei und bleibe todt, trugen sie also abermals zu Grabe und hüteten solches mit großem Fleiße, bis sie zur Freude ihres Hofgesindes dennoch wieder erwachte. Der Schutzengel des Fräuleins sah die Gefahr, in welcher das Leben seiner Pflegebefohlnen schwebte, als die Todesfurcht den Arzt entschlossen machte, das Bubenstück der Vergiftung wirklich zu begehen. Darum schlüpft' er unsichtbar in's Gefängniß, und begann mit der Seele des Juden einen heftigen Streit, die er nach langem Kampfe überwältigte, und dem Ueberwundnen den Entschluß abnöthigte, seiner Gewissenhaftigkeit den Hals eben so standhaft aufzuopfern, als vorhin den Bart und beide Ohren. Vermöge seiner chimischen Kenntnisse quintessenciirte er seinen einschläfernden Liquor in ein flüch-

tiges Salz, welches von der freien Luft alsbald aufgelöset und eingesogen wurde, damit bestrich er den Brief an die schöne Blanca, und als sie solchen las, empfing ihre ganze Atmosphäre eine betäubende Eigenschaft, indem sie den verfeinerten Magsamengeist einathmete. Die Wirkung davon war so gewaltsam, daß die Erstarrung des Körpers länger dauerte als vorher, und die ungeduldige Duenna, an dem Wiederaufleben ihrer jungen Herrschaft gänzlich verzweifelnd, ihr zum dritten Male die Exequien halten ließ.

Als das Hofgesinde eben mit dieser traurigen Feierlichkeit beschäftiget war und das Trauergeläut unablässig tönte, kam ein junger Pilger angeschritten, ging in die Capelle, kniete hin vor den Altar in der Fruhmetten, und verrichtete seine Andacht. Er hieß Gottfried von Ardenne, war ein Sohn Teutebald des Wüthrichs, den die heilige Kirche seiner bösen Thaten halber ausgestoßen, und mit dem Bann beleget hatte, darunter er gestorben war, weßhalb er von den Flammen des Fegfeuers wohl gepeiniget ward. Weil's ihm nun in der Glut viel zu heiß war, bat er den Engelpförtner flehentlich, ihn ein wenig hinaus in's Freie zu lassen, frische Luft zu schöpfen, und den Seinen kund zu thun, welche Qual er leide. Diese Bitte ward ihm auf sein Ehrenwort, sich zu rechter Zeit und Stunde wieder einzustellen, leicht zugestanden; denn in den damaligen Zeiten war gar schlechte Polizei in der Unterwelt, die Seelen schweiften schaarenweise in die Oberwelt herauf, gaben ihren hinterlassenen Freunden nächtliche Besuche, und hatten Freiheit, mit ihnen nach Belieben zu kosen. Heut zu Tage sind sie dagegen unter strenger Clausur, dürfen nicht mehr so frank und frei herumtosen und spuken gehen, die Lebenden molestiren und zu fürchten machen. Teutebald nützte die Zeit seiner Beurlaubung auf's Fleißigste, erschien seiner tugendsamen Wittib drei Nächte hinter einander, weckte sie aus dem süßen Schlaf', indem er ihre Hand mit der Spitze seines glühenden Fingers berührte und sprach: Liebes Weib, habt Erbarmen mit eurem abgeschiedenen Gemahl, den die Qualen der Vorhölle peinigen, versöhnet mich mit der heiligen Kirche, und erlöset meine arme Seele, auf daß euch auch

dereinst Barmherzigkeit widerfahre. Die Wittib nahm diese Worte zu Herzen, redete davon mit ihrem Sohn', gab ihm Juwelen und Geschmeide, und der biedere Jüngling nahm einen Pilgerstab in seine Hand, und wallfahrtete barfuß nach Rom zum Papst, und erhielt Ablaß für seinen Vater, unter dem Beding, auf dem Heimwege in jeder Kirche, wo er vorüber zöge, eine Messe zu hören. Er nahm einen großen Umweg, um viel heilige Oerter zu besuchen, und so kam er auch durch Brabant.

Wie der fromme Pilger seinem Gelübde G'nüge geleistet, und seiner Gewohnheit nach in den Armenstock eine milde Gabe geopfert hatte, fragte er den Bruder Küster, warum die Kapelle schwarz behangen sei, und was das Castrum doloris bedeute? Dieser erzählte ihm der Länge nach Alles, was sich mit der schönen Blanca durch die boshaften Ränke ihrer Stiefmutter zugetragen hatte. Darüber verwunderte sich Gottfried gar höchlich, und sprach: ist's vergönnt, den Leichnam des Fräuleins zu schauen, so führet mich zur Gruft. So Gott will, mag ich sie wohl wieder in's Leben rufen, wenn anders ihre Seele noch in ihr ist. Ich trag' eine Reliquie vom heiligen Vater verehrt bei mir, einen Splitter vom Stab Elisä des Propheten; der zerstöret die Zauberei und widerstehet auch allen sonstigen Eingriffen in die Gerechtsame der Natur. Der Küster rief eilends die wachsamen Zwerge herbei, und da sie hörten die Worte des Pilgers, freueten sie sich sehr, führten ihn hinab in die Gruft, und Gottfried ward entzückt über den Anblick des schönen alabasternen Bildes, welches er durch's Glasfenster im Sarg' erblickte. Der Deckel wurde aufgehoben, er hieß das leidtragende Gesinde hinausgehen bis auf die Zwerglein, brachte eine Reliquie hervor, und legte sie auf das Herz der Erstorbenen. Nach wenig Augenblicken verschwand die Erstarrung, und Geist und Leben kehrte in den erblaßten Körper zurück. Das Fräulein verwunderte sich über den holden Fremdling, den sie neben sich erblickte, und die hocherfreuten Zwerge hielten den Wundermann für einen Engel vom Himmel. Gottfried sagte der Erwachten

an, wer er sei, und die Ursach' seiner Wallfahrt, und sie berichtete ihm dagegen ihre Schicksale und die Verfolgungen der grausamen Stiefmutter. »Ihr werdet,« sprach Gottfried, »den Nachstellungen der Giftspinne nicht entgehen, wofern ihr nicht meinem Rathe folgt. Verweilt noch eine Zeitlang in dieser Gruft, damit es nicht ruchbar werde, daß ihr lebet. Ich will meine Wallfahrt vollenden und bald wiederkommen, euch nach Ardenne zu meiner Mutter zu führen, und so ich's enden mag, euch an eurer Mörderin zu rächen.« Der Rath gefiel der schönen Blanca wohl, der edle Pilger verließ sie und sprach draußen zu dem herzudringenden Gesinde mit verstellten Worten: »Der Leichnam eurer Herrschaft wird nimmer wieder erwarmen, die Quelle des Lebens ist versiegt, hin ist hin, und todt ist todt.« Die treuen Zwerge aber, die um die Wahrheit wußten, hielten reinen Mund, versorgten ihr Fräulein insgeheim mit Speise und Trank, hüteten übrigens des Grabes wie vorhin, und harreten auf die Wiederkehr des frommen Pilgers.

Gottfried sputete sich, nach Ardenne zu gelangen, umarmte seine zärtliche Mutter, und weil er müde war von der Reise, legt' er sich zeitlich zur Ruhe, und schlief mit dem Gedanken an Fräulein Blanca flugs und fröhlich ein. Da erschien ihm sein Vater im Traum mit heiterm Angesicht, sprach, er sei aus dem Fegfeuer erlöset, ertheilte dem frommen Sohn den Segen, und verhieß ihm Glück zu seinem Vorhaben. Am frühen Morgen rüstete Gottfried sich ritterlich, nahm seine Reisigen zu sich, beurlaubte sich von der Mutter und saß auf. Wie er seine Reise nun bald vollendet hatte, und in der Mitternachtsstunde das Todtenglöcklein im Schloß der schönen Blanca tönen hörte, saß er ab, zog sein Pilgerkleid über den Harnisch und verrichtete seine Andacht in der Kapelle. Die spähenden Zwerge hatten nicht sobald den knienden Pilger am Altare wahrgenommen, so liefen sie hinab in die Gruft, ihrer Gebieterin die gute neue Mähr zu verkünden. Sie warf ihr Sterbegewand von sich, und sobald die Mette vorbei war, und Meßner und Küster aus der frostigen Kirche nach dem warmen Bett' eilten, stieg das reizende Mäd-

chen herauf aus der Todtengruft, mit fröhlichem Herzklopfen, wie am Tage der letzten Posaune die Seligen aus der dunklen Grabeshöhle zum Leben hervorgehen werden. Da sich aber das tugendsame Fräulein in den Armen eines jungen Mannes sah, der sie davon führen wollte, kam sie Grausen und Entsetzen an, und sie sprach mit verschämtem Angesicht: »Bedenket, was ihr thut, junger Mann, fraget euer Herz, ob es aufrichtig oder ein Schalk ist; täuscht ihr das Vertrauen, das ich zu euch hege, so wisset, daß euch die Rache des Himmels verfolgen wird.« Der Ritter antwortete bescheidentlich: »Die heilige Jungfrau sei Zeuge der Lauterkeit meiner Gesinnung, und der Fluch des Himmels treffe mich, wenn ein sträflicher Gedanke in meiner Seele ist!« Darauf schwang sich das Fräulein getrost auf's Roß, und Gottfried geleitete sie sicher nach Ardenne zu seiner Mutter, welche sie mit innigster Zärtlichkeit empfing und mit solcher Sorgfalt pflegte, als wäre sie ihre leibliche Tochter. Bald entwickelten sich die sanften sympathetischen Gefühle der Liebe in dem Herzen des jungen Ritters und der schönen Blanca; die Wünsche der Mutter und des ganzen Hofes vereinbarten sich, das schöne Bündniß des edlen Paares durch das heilige Sacrament der Ehe je eher je lieber versiegelt zu sehen. Aber Gottfried gedachte, daß er seiner Braut Rache gelobet hatte; mitten unter den Zubereitungen zum Beilager verließ er seine Residenz und zog nach Brabant zur Gräfin Richilde, die noch immer mit ihrer zweiten Wahl beschäftiget war, und weil sie den Spiegel nicht mehr um Rath fragen konnte, damit nie zu Stande kam.

Sobald Gottfried von Ardenne am Hof erschien, zog seine schöne Gestalt die Augen der Gräfin auf sich, daß sie ihm vor allen Edeln den Vorzug gab. Er nannte sich den Ritter vom Grabe, und das war das Einzige, was Dame Richilde an ihm auszusetzen fand; sie wünschte ihm einen gefälligern Beinamen, denn das Leben hatte für sie noch so viele Reize, daß ihr der Gedanke vom Grabe immer schauderhaft auffiel. Inzwischen erklärte sie sich den Beinamen des Ardenners vom heiligen Grabe, meinte, er sei irgend nach Jerusalem

gewallfahrtet und sei Ritter vom heiligen Grabe, und so ließ sie es ohne weitere Nachforschung dabei bewenden. Nachdem sie mit ihrem Herzen über die aufkeimende Leidenschaft Rücksprache genommen hatte, fand sie, daß unter der gesammten Ritterschaft, die darin aus- und einzog, Ritter Gottfried den Vorrang habe; deßhalb legte sie's darauf an, ihn durch die verführerischen Reize der Coquetterie zu bestricken. Mit Hilfe der Kunst wußte sie ihre Reize wieder aufzufrischen, und die abgeblüheten zu verbergen, oder mit dem kunstreichen Gewebe der feinsten Brabanterspitzen zu bedecken. Sie unterließ dabei nicht, ihrem Endymion die anlockendsten Avancen zu machen, und ihn auf alle Art zu reizen, bald in dem prunkvollen Gewand, das ehemals Dame Juno an einem Galatage im hohen Olympus selbst nicht reicher tragen konnte; bald im verführerischen Negligé einer leichtgeschürzten Grazie; bald bei einem tête-à-tête im Lustgarten, am Springbrunnen, wo mamorne Najaden aus ihren Urnen einen Silberstrom in's Bassin rauschen ließen; bald bei einer traulichen Promenade Hand in Hand, wenn der freundliche Mond sein falbes Licht durch die dunklen Bogengänge des ernsten Taxus goß; bald in der schattigen Laube, wenn ihre melodische Hand dem horchsamen Ritter die weichsten Accorde in's Herz zu lauteniren gedachte.

Mit scheinbarem Enthusiasmus umfaßte Gottfried einsmals bei einem solchen empfindsamen Selb-ander der Gräfin Knie, und sprach: »Laßt ab, holde Grausame, durch euern mächtigen Zauber mein Herz zu zerreißen und schlafende Wünsche aufzuwecken, die mir das Hirn verwirren! Lieb' ohne Hoffnung ist bittrer denn der Tod.« Sanftlächelnd hob ihn Richilde mit ihren schwanenweißen Armen auf, und gegenredete mit süßer Suada also: »Armer Hoffnungsloser, was macht euch muthlos? Seid ihr so ungelehrig, die Sympathien der Liebe, die aus meinem Herzen euch entgegen wallen, zu empfinden, oder darauf zu achten? Wenn euch die Sprache des Herzens unverständlich ist, so nehmt das Geständniß der Liebe von meinem Munde. Was hindert uns, das Schicksal unsers Lebens auf ewig zu verein-

baren?« »Ach,« seufzte Gottfried, indem er Richildens sammetweiche Hand an die Lippen drückte, »eure Güte entzückt mich; aber ihr kennet nicht das Gelübde, welches mich hindert, keine Gemalin als von der Hand meiner Mutter zu empfangen, und diese gute Mutter nicht zu verlassen, bis ich die letzte Kindespflicht erfüllt und ihr die Augen zugedrückt habe. Könnt ihr euch entschließen, theuere Gebieterin meines Herzens, euer Hoflager zu verlassen und mir nach Ardenne zu folgen, so wäre mein Los das glücklichste auf Erden.« Die Gräfin bedachte sich nicht lange, sie willigte in Alles, was ihr Innamorato begehrte. Der Vorschlag, Brabant zu verlassen, behagte ihr im Grunde eben nicht, noch weniger die Schwiegermutter, die ihr eine lästige Zulage zu seyn schien; allein die Liebe überwindet Alles.

Mit großer Behendigkeit wurde der Brautzug veranstaltet, das Personal des glänzenden Gefolges ernannt, darunter auch der Hofarzt Sambul paradirte, ob ihm gleich der Bart und beide Ohren mangelten. Die schlaue Richilde hatte ihn der Fesseln entlediget, auch ihm huldreich die Ehre der ehemaligen Favoritenschaft wieder angedeihen lassen; denn sie gedachte sich seiner zu bedienen, die Schwiegermutter gelegentlich aus der Welt zu schaffen, um mit ihrem Gemal nach Brabant zurückzukehren. Die ehrwürdige Matrone empfing ihren Sohn und die vermeintliche Schnur mit hofmäßiger Etiquette, schien die getroffene Wahl des Ritters vom Grabe höchlich zu billigen, und es wurde Alles förderſamst in Bereitschaft gesetzt, das Beilager zu vollziehen. Der feierliche Tag erschien, und Dame Richilde, geschmückt wie die Königin der Feien, trat in den Saal, wo sie zur Trau geführt werden sollte, und wünschte, daß die Stunden Flügel hätten. Indeß kam ein Edelknabe herbei, und raunte mit bedenklicher Miene dem Bräutigam etwas in's Ohr. Gottfried schlug mit scheinbarem Entsetzen die Hände zusammen und sprach mit lauter Stimme: »Unglücklicher Jüngling, wer wird an deinem Ehrentage den Brautreihen mit dir anheben, da eine mör-

derische Hand deine Geliebte gemordet hat?« Hierauf wendete er sich zur Gräfin und sprach: »Wisset, schöne Richilde, daß ich zwölf Jungfrauen ausgesteuert habe, die mit mir zum Traualtar gehen sollten, und die schönste darunter ist aus Eifersucht von einer unnatürlichen Mutter gemordet; sprecht, welche Rache diese Schandthat verdiene?« Richilde, unwillig über einen Zufall, der ihre Wünsche aufzuhalten oder doch die Freude des Tages zu mindern schien, sprach mit Unwillen: »O der schaudervollen That! Die grausame Mutter verdiente, an der Gemordeten Stelle, den Brautreihen mit dem unglücklichen Jüngling in glühenden eisernen Pantoffeln anzuheben, das würde Balsam für die Wunde seines Herzens seyn, denn die Rache ist süß wie die Liebe.« — »Ihr urtheilet recht,« erwiderte Gottfried, »Amen, es geschehe also!« Der ganze Hof bezeigte der Gräfin wegen des gerechten Urtheils seinen Beifall, und die Witzlinge vermaßen sich hoch und theuer, die Königin aus dem Reich Arabia, die zu Salomon gewallfahrtet war, Weisheit zu holen, hätt' es nicht besser sprechen mögen.

In dem Augenblicke flogen die hohen Flügelthüren des Nebengemachs auf, wo der Traualtar zugerichtet war; darin stand der weibliche Engel, Fräulein Blanca, mit herrlichem Brautschmuck angethan. Sie stützte sich auf eine der zwölf Jungfrauen, als sie die fürchterliche Stiefmutter erblickte, und schlug scheu die Augen nieder. Richildens Blut erstarrte in den Adern; wie vom Blitze gerührt sank sie zu Boden. ihre Sinne umnebelten sich, und sie lag in starrem Hinbrüten. Aber die Riechfläschchen der Höflinge und Damen goßen einen so kräftigen Platzregen von Lavendelgeist über sie, daß sich wider Willen ihre Lebensgeister ermunterten. Darauf hielt der Ritter vom Grabe einen Sermon an sie, davon ihr jedes Wort durch die Seele schnitt, und führte die schöne Blanca zum Altar, wo der Bischof in **Pontificalibus** das edle Paar zusammengab, nebst den zwölf ausgesteuerten Jungfrauen mit ihren Geliebten.

Wie die geistliche Ceremonie geendiget war, ging der gesammte Brautzug in den Tanzsaal. Die künstlerischen Zwerge hatten indessen

mit großer Behendigkeit ein Paar Pantoffel von blankem Stahl geschmiedet, standen am Kamin, schüreten Feuer an, und glüheten die Tanzschuhe hochpurpurroth. Da trat hervor Gunzelin, der knochenfeste gaskonische Ritter, und forderte die Giftnatter zum Tanz auf, den Brautreihen mit ihr zu beginnen, und ob sie sich gleich diese Ehre höchlich verbat, so half doch kein Bitten noch Sträuben. Er umfaßte sie mit seinen kräftigen Armen, die Zwerglein schuheten ihr die glühenden Pantoffeln an, und Gunzelin schliff mit ihr einen so raschen Schleifer längs dem Saal hinab, daß der Erdboden rauchte, und ihre zarten wohlgebratenen Füße kein Hühnerauge mehr quälte; dazu waldhornirten die Musikanten so herzhaft, daß alles Gewinsel und Wehklagen in die rauschende Musik verschlungen ward. Nach unendlichen Wirbeln und Kreisen, drehete der flinke Ritter die erhitzte Tänzerin, welcher noch nie ein Schleifer so heiß gemacht hatte, zum Saal hinaus, die Stiege hinab in einen wohlverwahrten Thurm, wo die büßende Sünderin Zeit und Muße hatte, Pönitenz zu thun. Sambul, der Arzt, aber kochte flugs eine köstliche Salbe, welche die Schmerzen linderte und die Brandblasen heilte.

Gottfried von Ardenne und Blanca lebten in einer paradiesischen Ehe und belohnten reichlich den Arzt Sambul, der, wider Gewohnheit seiner Collegen, nicht tödtete, wo er's durfte. Auch ward ihm sein Biedersinn oben im Himmel zum Segen angeschrieben; sein Geschlecht blühet noch in späten Enkelssöhnen. Einer seiner Nachkommen, der Jud' Samuel Sambul, steht hocherhaben wie eine Ceder im Hause Israel, dienet Seiner mauritanischen Majestät, dem König' in Marocco, als erster Minister, und lebet, einige Bastonaden auf die Fußsohlen abgerechnet, in Glück und Ehre bis auf diesen Tag.

Roland's Knappen.

Vetter Roland hatte, wie alle Welt weiß, seines Oheims Kaiser Carl's Kriege mit Glück und Ruhm geführt, und unsterbliche Thaten gethan, von Dichtern und Romanziern besungen, bis ihm Ganelon der Verräther, bei Ronceval am Fuß' der Pyrenäen, den Sieg über die Saracenen, und zugleich das Leben entriß. Was half's dem Helden, daß er den Enackssohn, den Riesen Ferracutus, den hohnsprechenden Syrier aus Goliaths Nachkommenschaft, erlegt hatte da er den Säbelstreichen der Ungläubigen dennoch unterliegen mußte, wogegen ihn sein gutes Schwert Durindane diesmal nicht schützen konnte? denn er hatte seine Heldenbahn durchlaufen, und befand sich am Ende derselben. Von aller Welt verlassen, lag er da unter den Schaaren der Erschlagenen, schwer verwundet und von brennendem Durst' gequält. In diesem traurigen Zustand nahm er alle Kräfte zusammen, und stieß dreimal in sein wundersames Horn, um Carl'n das verabredete Zeichen zu geben, daß es mit ihm am letzten sei.

Obgleich der Kaiser mit seinem Heer' acht Meilen weit vom Schlachtfelde campirte, vernahm er doch den Schall des wunderbaren Horns, hob alsbald die Tafel auf, zu großem Verdruß seiner Schranzen, welche eine leckerhafte Pastete witterten, die eben zerlegt wurde, und ließ sein Heer flugs aufbrechen, seinem Neffen zu Hilfe zu eilen, wiewohl es damit zu spät war; denn Roland hatte so gewaltsam intonirt, daß das güldene Horn geborsten war, er

hatte sich alle Adern am Halse zersprengt, und seinen Heldengeist bereits ausgeathmet. Die Saracenen aber freuten sich ihres Sieges, und legten ihrem Heerführer den Ehrennamen Malek al Nasser, oder des siegreichen Königes bei.

In dem Getümmel der Schlacht waren die Schildknappen und Waffenträger des tapfern Rolands, indem er sich mitten in die feindlichen Geschwader warf, von ihrem Herrn getrennt worden, und hatten ihn aus den Augen verloren. Da nun der Held fiel, und das muthlose Heer der Franken sein Heil in der Flucht suchte, wurden die mehresten von ihnen in die Pfanne gehauen. Nur dreien gelang es aus dem Haufen durch die Leichtigkeit ihrer Füße dem Tode oder den Sclavenfesseln zu entrinnen. Die drei Unglückscameraden flüchteten tief in's Gebirge, in unbetretene wüste Gegenden, und schaueten nicht rückwärts auf ihrer Flucht; denn sie meinten, der Tod trabe mit raschen Schritten hinter ihnen her. Von Durst und Sonnenbrand ermattet, lagerten sie sich unter eine schattige Eiche, um da zu rasten, und nachdem sie ein wenig verschnoben hatten, rathschlagten sie zusammen, was sie nun beginnen wollten. Andiol, der Schwertträger, brach zuerst das pythagorische Stillschweigen, welches ihnen die Eile der Flucht, und die Furcht vor den Saracenen, auferlegt hatte. »Was Raths Brüder?« fragte er, »wie gelangen wir zum Heere, ohne den Ungläubigen in die Hände zu fallen, und welche Straße sollen wir ziehen? Laßt uns einen Versuch machen, durch diese wilden Gebirge zu dringen; jenseis derselben, mein' ich, hausen die Franken, die uns sicher in's Lager geleiten werden.« — »Dein Anschlag wäre gut, Compan,« versetzte Amarin der Schildhalter, »wenn du uns Adlersittige gäbest, uns damit über den Wall der schroffen Felsen zu schwingen; aber mit diesen gelähmten Knochen, aus welchen Mangel und Sonnenglut das Mark verzehret hat, werden wir traun nicht diese Zinnen erklimmen, die uns von den Franken scheiden. Laßt uns vorerst eine Quelle aufsuchen, unsern Durst zu löschen, und die Kürbisflaschen zu füllen, und hernach ein Wild erlegen, daß wir was

zu zehren haben; dann wollen wir wie leichtfüßige Gemsen über die Felsen hüpfen, und bald einen Weg zu Carl's Heerlager finden.« Sarron, der dritte Knappe, der dem Ritter Roland die Sporen anzulegen pflegte, schüttelte den Kopf und sprach: »Für den Magen, Camerad, ist dein Rath nicht übel; aber euer Beider Anschlag ist gefahrvoll für den Hals. Meint ihr, daß es uns Carl Dank wissen würde, wenn wir ohne unsern guten Herrn zurückkehrten, und auch seine köstliche Rüstung, die uns anvertraut war, nicht zurück brächten? Wenn wir nun an den Teppich seines Throns knieten und sprächen: Held Roland ist gefallen! Und er spräche: viel schlimm ist diese Botschaft; aber wo ist Durindane, sein gutes Schwert, geblieben? Was wolltest du antworten Andiol? Oder er spräche: Knappen, wo habt ihr seinen spiegelblanken stählernen Schild? Was wolltest du darauf sagen, Amarin? Oder er fragte nach den goldenen Sporen, die er unserm Herrn anlegte, als er ihn zum Ritter schlug, müßt' ich nicht mit Scham verstummen?« — »Du erinnerst wohl,« erwiederte Andiol; »dein Verstand ist hell wie Roland's Schild, durchdringend, fein und scharf wie Roland's Schwert. Wir wollen nicht in's Heerlager der Franken zurückkehren; Carl möchte schellig *) seyn, und uns lassen Profeß thun im Kloster zu den dürren Brüdern **).«

Ueber diesen Berathschlagungen war die grausenvolle Nacht hereingebrochen; kein Sternlein flimmerte am umnebelten Himmel; kein Lüftchen regte sich. In der weiten Einöde war tiefe Todtenstille umher, die nur durch das Krächzen irgend eines Nachtvogels zuweilen unterbrochen wurde. Die drei Flüchtlinge streckten sich unter die Eiche auf den Rasen, und gedachten den bellenden Hunger, welchen das strenge Fasten des langen Tages erregt hatte, durch den Schlaf zu betäuben; aber der Magen ist ein ungestümer Gläubiger, der den Zahlungstermin seiner Forderungen nicht gern vier und zwanzig Stunden lang creditirt. Ihrer Ermüdung ungeachtet gestattete ihnen der

---

*) Ungehalten, aufgebracht.

**) So nennt Burkard Waldis scherzhaft den Galgen.

Hunger keinen Schlaf, ob sie gleich ihr Wehrgehenke zum Schmachtriemen gebraucht, und sich damit so eng gegürtet hatten, als möglich. Indem sie aus Unmuth und langer Weile wieder anfingen mit einander zu kosen, erblickten sie durch's Gebüsche ein fernes Lichtlein, das sie Anfangs für das Dunstkind salpetrischer, schweflicher Dämpfe ansahen. Weil aber das vermeintliche Irrlicht nach einiger Zeit weder den Ort noch den Schein veränderte, faßten sie den Entschluß, die Sache genauer zu untersuchen. Sie verließen ihr Standquartier unter der Eiche, und nachdem sie manche Schwierigkeit überwunden, in der Finsterniß über manchen Stein gefallen, und mit dem Kopf gegen manchen Ast angerannt waren, gelangten sie an einen freien Platz vor einer aufrecht stehenden Felsenwand, wo sie zu ihrer großen Freude einen Kochtopf auf dem Dreifuß über dem Feuer fanden. Die auflodernde Flamme ließ ihnen zugleich den Eingang einer Höhle wahrnehmen, über die sich von oben Epheuranken herabschlangen, und welche durch eine feste Thür' verschlossen war. Andiol ging hinzu und pochte an, vermuthend, der Bewohner der Höhle möchte irgend ein frommer gastfreier Einsiedler seyn. Aber er vernahm eine weibliche Stimme von innen, welche fragte: »Wer klopft, wer klopft an meinem Hause?« — »Gutes Weib,« sprach Andiol, »thut uns auf die Thür zu eurer Grotte, drei irrende Wandrer harren hier an der Schwelle und verschmachten vor Durst und Hunger.« — »Geduld!« antwortete die Stimme von innen, »daß ich vorerst das Haus beschicke, und es zum Empfang der Gäste bereite.« Der Horcher an der Thür hörte darauf von innen groß Geräusch, als würde das ganze Haus aufgeräumt und ausgescheuert. Er verzog eine Zeit lang, so lang es seine Ungeduld verstattete; als aber die Hausmutter kein Ende finden konnte, ihre Wohnung zu säubern, klopft' er nochmals etwas soldatisch an die Thür', und verlangte mit seinen Gefährten eingelassen zu werden. Die vorige Stimme antwortete: »Gemach, ich höre! Laßt mir doch Zeit, meine Dormöse aufzustürzen, daß ich vor den Gästen mich kann setzen lassen. Schüret indessen draußen

das Feuer an, daß der Topf wohl siede, und nascht mir nichts von der Brühe.«

Sarron, der in Ritter Roland's Küche immer der Topfgucker gewesen war, hatte aus natürlichem Instinct sich dieser Function, das Feuer zu unterhalten, bereits unterzogen, auch den Topf vorläufig sondirt, und eine Entdeckung gemacht, die ihm eben nicht behagte. Denn da er die Stürze aufhob, und mit der Fleischgabel zu Boden fuhr, zog er einen stachlichten Igel hervor, dessen Anblick seine Eßlust dergestalt verminderte, daß der Magen von allen ungestümen Forderungen abstand. Er ließ sich aber nichts von dieser Küchenbeobachtung gegen seine Gefährten merken, damit, wenn das Igelragout unter dem Incognito einer leckerhaften Brühe aufgetischt würde, er ihnen den Appetit nicht verderben möchte. Amarin war vor Müdigkeit eingeschlummert, und hatte beinahe ausgeschlafen, eh' die Bewohnerin der Grotte mit ihrer Toilette fertig war. Wie er erwachte, gesellt' er sich zu dem lärmenden Andiol, der unter heftigem Wortwechsel mit der Eignerin der Höhle über den Einlaß capitulirte. Nachdem endlich Alles zur Richtigkeit gebracht war, hatte sie zum Unglück den Hausschlüssel verkramt, und weil sie noch dazu aus großer Eil' ihre Lampe umgestoßen hatte, konnte sie solchen nicht wieder finden. Die schmachtenden Wanderer mußten also die ihnen gleich Anfangs angepriesene Geduld üben, bis nach langem Harren der Schlüssel gefunden war, und die Thür aufgethan wurde. Aber ein neuer Verzug, die Gelassenheit der Fremdlinge zu prüfen! Kaum war die Thür halb geöffnet, so sprang eine große schwarze Katze heraus mit feuerfunkelnden Augen: sogleich schlug die Hausmutter die Thür wieder zu und verriegelte sie wohl, schalt und schmähte auf die ungestümen Gäste, die ihre Wohnung verunruhigten, und sie um ihr liebes Hausvieh gebracht hätten. »Haschet meinen Kater ein, ihr Wichte,« rief sie von innen, »oder laßt euch nicht einfallen meine Schwelle zu betreten.«

Die drei Cameraden sahen einander rathschlagend an, was sie

thun wollten. »Die Hexe!« murmelte Andiol zwischen den Zähnen, »hat sie uns nicht lang genug geäfft, und nun schilt und drohet sie! Soll ein Weib drei Männer narren? Bei Roland's Schatten, das soll sie nicht! Laßt uns die Thür erbrechen, und auf gut soldatisch uns hier einquartiren.« Amarin stimmte bei, aber der weise Sarron sprach: »Bedenkt, Brüder, was ihr thut; der Versuch könnt' übel ablaufen, ich ahne hier sonderbare Dinge; lasset uns die Befehle unsrer Wirthin auf's Pünktlichste befolgen; wenn unsre Geduld nicht ermüdet, so wird ihre Laune ermüden uns zu foppen.« Dieser gute Rath wurde angenommen, und auf den schwarzen Murner alsbald eine allgemeine Jagd gemacht; aber der war waldein geflohen, und in der düstern Nacht nicht ausfindig zu machen. Denn obgleich seine Augen so hell funkelten als die Augen der Lieblingskatze des Petrarca, deren Schimmer dem Dichter zur Lampe diente, ein unsterblich Lied an seine Laura dabei niederzuschreiben: so schien der pyrenäische Murner doch eben die Tücken seiner Domina zu haben, die drei Wanderer zu äffen, und blinzte entweder geflissentlich die Augen zu, oder drehete sie so, daß sie ihn nicht verriethen. Gleichwohl wußt' ihm der verschmitzte Sarron beizukommen. Er verstand sich auf die Kunst, die Minnesprache des Katzengeschlechtes so natürlich zu miauen, daß der Anachoret im Walde, der sich auf einen Eichbaum geflüchtet hatte, dadurch betrogen wurde, und weil er in der unterirdischen Klause keine andere Gesellschaft genoß, als die seiner Pflegerin und einiger Kellermäuse, mit welchen er sich zuweilen herumtaumelte: so vermuthete er eine angenehme Gespielin in der Nähe, welcher nachzuspüren er den Baum verließ, und den disharmonischen Canon der nächtlichen Serenade anstimmte, welcher die Schlafenden aus der Ruhe störet und sie antreibt, das Nachtgeschirr auf die lästigen Minnesänger unter dem Kammerfenster auszuleeren.

Sobald sich der queilende Kater durch seine Stimme verrieth, war der lauersame Knappe zur Hand, beschlich ihn, und brachte den eingehaschten Flüchtling im Triumphe an den Eingang der Felsen-

höhle, der nun nicht mehr versperret war. Hocherfreut traten die drei Knappen unter Geleitschaft des entflohenen Penaten hinein, begierig die Bekanntschaft der Wirthin zu machen; aber bänglich schauderten sie zurück, als sie ein lebendiges Skelet, ein dürres, steinaltes Mütterchen erblickten. Sie trug einen langen Talar, hielt in der Hand eine Mistelstaude, berührte damit auf eine feierliche Art die Ankömmlinge, indem sie dieselben bewillkommete, und nöthigte sie, an einem gedeckten Tische Platz zu nehmen, auf welchem eine frugale Mahlzeit von Milchspeisen, gerösteten Castanien und frischem Obst aufgetragen war. Es bedurfte keiner Zunöthigung; die hungerigen Gäste fielen wie gierige Wölfe über die Speisen her, und in kurzer Zeit waren die Schüsseln so rein abgeleert, daß keine genäschige Maus von den Ueberbleibseln zu sättigen gewesen wär'. Sarron that es in der Eilfertigkeit, den Magen zu befriedigen, seinen beiden Spießgesellen zuvor; denn er wähnte noch einen zweiten Gang, wo das Igelragout zum Vorschein kommen würde, welches er seinen Gefährten allein zu überlassen gedachte; doch da die Hausmutter nichts mehr auftrug, glaubte er, daß sie diesen Leckerbissen für sich selbst aufgesparet habe.

Die Alte war indessen geschäftig, von Matratzen, aus spanischer Wolle gewebt, ein Nachtlager zu bereiten; aber es war so knapp und schmal, daß unmöglich drei Personen darauf Platz finden konnten. Der Schläfer Amarin machte diese Bemerkung, gab sie der geschäftigen Wirthin zum Besten, und bat sie, auch den dritten Mann nicht zu vergessen. Die Alte that ihren zahnlosen Mund auf, und sprach lächelnd: »Lieben Kinder, seid unbekümmert, der dritte Mann soll nicht auf der Erde schlafen, ich hab' ein breites Bette, darin ist Platz für mich und ihn.« Die drei Gesellen nahmen diese Rede für einen guten Schwank auf, freueten sich, daß das graue Mütterlein noch so bei Laune sei, und belachten den Einfall aus vollem Halse. Der kluge Sarron aber bedachte, daß alte Matronen zuweilen seltsame Schrullen im Kopf' haben, untersuchte nicht lang, ob hier gescherzt oder geernstet sei, stellte sich urplötzlich schlaftrunken, taumelte auf's Lager, um

sich auf allen Fall in Besitzstand zu setzen, und überließ es seinen Cameraden, die Neckerei mit der Wirthin um ihre Bettgenossenschaft fortzusetzen. Die beiden Cumpane wurden die List nicht so bald inne, als sie in gleicher Absicht einander das Prävenire zu spielen gedachten, und weil Keiner dem Andern den Platz einzuräumen Willens war, mußte das Faustrecht entscheiden. Die Alte sah eine Zeitlang ruhig zu, wie sich die Boxer herumzogen, und der schlaue Sarron schnarchte dazu aus allen Kräften. Wie aber der Streit hitzig wurde, und die goldgelben Haarlocken der Wettkämpfer, welche die Saracenen verschont hatten, den Fußboden bedeckten, ergriff sie den Mistelstengel, und berührte damit die beiden Athleten. Da standen sie starr und steif wie zwei Bildsäulen, unvermögend einen Finger zu regen; die Alte aber streichelte mit ihrer kalten dürren Todtenhand ihnen freundlich die glühenden Backen, und sprach: »Friede, Kinder! blinder Eifer schadet nur; ihr habt alle gleiche Rechte und gleiche Ansprüche auf meine Bettgenossenschaft, nach den Rechten dieses Hauses trifft jeden die Reihe. Laßt mich in eurer Umarmung erwarmen, daß ich mich noch einmal verjünge vor meinem Hinscheiden.« Hierauf lös'te sie den Zauber der beiden rüstigen Ringer auf, und gebot ihnen, den Schläfer Sarron zu wecken, der aber durch kein Rütteln und Schütteln, auch durch keinen Rippenstoß zu ermuntern war. Die Alte wußte gleichwohl ein Mittel, ihn aus dem scheinbaren Todtenschlaf zu erwecken; kaum hatte sie ihn mit der geheimnißvollen Mistel berührt, so fing der Knappe an seltsame Verdrehungen zu machen, krümmt' und wand sich wie ein Wurm auf dem Nachtlager, klagte über heftiges Bauchweh, als plagt' ihn die Kolik von Poitou, und bat die Hausmutter demüthig um ein linderndes Klystier. Sie aber hatte flugs eine bewährte Salbe zur Hand, womit sie ihn den Nabel bestreichen hieß, worauf alle Schmerzen bald verschwanden.

Die drei Knappen hätten sich jetzt wohl unter den Eichbaum zurückgewünscht; sie sahen, daß sie einer mächtigen Zauberin in die Hände gefallen waren, die sie auf mancherlei Art trillte und foppte;

doch half hier nichts, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen. »Kinder,« sprach sie, »es ist spät, die kühle Nacht streut Schlummerkörner, das Los mag entscheiden, welcher unter euch heut in meiner Bettkammer rasten soll. Drauf brachte sie ein Büschel Werg herbei, nahm ein wenig davon, drehete ein Küglein draus, ganz leicht und luftig, stellt' es auf den Tisch, und hieß die drei Gesellen ein gleiches thun, welche auch ohne Widerrede Folge leisteten; der schlaue Sarron aber drehete das seinige so derb und dicht, als er konnte. Hierauf nahm die Drude einen fichtenen Span, zündete alle die Häuflein an, und sprach: »wer mir zuerst nachfliegt, sei diese Nacht mein Bettgenoß.« Die glimmende Asche ihres Häufleins hob sich empor, darauf folgte Andiol's und hernach Amarin's Häuflein, nur Sarron's Aschenhaufen blieb auf der Tafel zurück, wegen Schwere und Dichtigkeit der Kugel. Darauf umfaßte die Alte ihren Schlafcumpan herzhaft, zog ihn zur Kammer hinein, und er folgte ihr schaudernd, mit bergan stehendem Haar, wie der Dieb dem Schergen zur Leiter am Hochgerichte. Es war traun ein harter Strauß für den armen Wicht, neben einem solchen Furchtgerippe zu pernoctiren. Wäre die Alte eine Ninon de l'Enclos gewesen, die in ihrem höchsten Stufenjahre, nachdem sie neunmal neun Sommer durchlebt hatte, noch so viele Reize besaß, daß ihr Sohn unerkannter Weise gegen sie in heißer Liebe entbrannte, so wäre das Abenteuer allenfalls noch zu bestehen gewesen. Aber der Zahn der Zeit hatte so gierig an ihrer Gestalt gezehrt, daß das Conterfei der hundertjährigen Jungfer aus den physiognomischen Fragmenten, oder der Hexe zu Endor, nach dem Holzschnitt der Wittenberger Bibelausgabe, gegen ihre Fratze noch immer für Schönheiten gelten konnten. Der Mutter Natur hat es beliebt, die äußersten Gränzlinien der Schönheit und Häßlichkeit in dem weiblichen Körper zu vereinbaren; das höchste Ideal der Schönheit ist ein Weib, und das höchste Ideal der Häßlichkeit ist auch ein Weib, und es ist eine etwas demüthigende Bemerkung für stolze Schönen, daß diese beiden Endpuncte gewöhnlich in einer und der nämlichen Person, wiewohl

in ganz verschiedenen Epochen, zusammentreffen. Andiol's Sultanin stand auf der äußersten Abstufung der Menschengestalt, weit unter der berufenen Baschkirenphysiognomie, und schien das non plus ultra der Häßlichkeit zu seyn; ob sie das auch ehemals in Absicht der Schönheit war, ist nicht leicht auszumachen.

Diese einsame Bewohnerin der Pyrenäen hausete hier schon seit verschiedenen Menschenaltern; ihr Leben maß beinahe die Hälfte der Jahre von den zwölf Matronen, welchen irgend eine andächtige Fürstin in der Charwoche die Füße zu waschen pflegt. Sie war die letzte Sprosse aus dem Stamm der Druiden, besaß die ganze Verlassenschaft aller Geheimnisse und Künste der aussterbenden Sippschaft, und stammte in gerader Linie von der berühmten Veleda ab*), die ihrer Großmutter Aeltermutter gewesen war. Alle Kräfte der Natur waren ihr unterthan, sie kannte die Wirkung der Kräuter und Wurzeln so gut, als die Influenzen der Gestirne, sie wußte köstliche Tincturen zu bereiten, auch verfertigte sie eine bewährte Wunderessenz, die alles das leistete, was die Schwer'sche in Altona verspricht; nur mit dem verjüngenden Balsam wollt' es ihr nie gelingen, welchen der Marquis d'Aymar, auch Belmar genannt, gegenwärtig in Venedig zu erfragen, endlich zu erkünsteln gewußt hat, der so wirksam seyn soll, daß eine alte Dame, die sich zu stark damit rieb, in den Stand eines Embryo zurück versetzt wurde**). In der Magie war sie Meisterin, und die geheimnißvolle Mistel der Druiden verwandelte sich in ihrer Hand in den Zauberstab der Circe. Nicht minder wußte sie, durch angereihete Schlangenaugen, Herrengunst und Frauenliebe

---

*) Aber nach Tacitus Bericht im 4ten Buch seiner Historie, 61. Cap. war die Veleda eine Jungfrau? Antwort: thut nichts zur Sache, sie war's freilich einmal; aber daß sie sich mit dem Gelübde ewiger Keuschheit belastet hätte, davon sagt Tacitus kein Wort.

**) Tagebuch eines Weltmannes, par Mr. le Comte Max. Lamberg.

zu erwecken, wenn die Person, welche dieses kräftige Amulet an sich trug, anders tauglich war, eine erotische Vegetation zu bewirken; denn was die gute Mutter selbst betraf, so blieben die neun Reihen Schlangenaugen, die sie wie Perlenschnüre um den Hals trug, bei ihr selbst unwirksam. Für das Belmar'sche Recept hätte sie gern ihre Hausofficin, nebst den neun Schnüren Schlangenaugen, und dem magischen Apparat vertauscht; aber der Proceß zu dieser herrlichen Composition war zu ihrer Zeit noch nicht erfunden, folglich blieb ihr von den zwei Lieblingswünschen der Menschen: lange leben und jung seyn, nur der erste erreichbar. In Ermangelung des specifischen Mittels hielt sie sich, was den zweiten betraf, an ein Surrogat, das eben nicht zu verachten war. Mit der Lauersamkeit einer Spinne saß sie in dem Mittelpunct ihres magischen Gewebes, und haschte jeden peregrinirenden Weltbürger auf, der sich in ihr Zaubernetz verwickelte. Alle Wanderer, die ihr Gebiet betraten, zwang sie zu ihrer Bettgenossenschaft, wenn sie sich zu diesem diätetischen Gebrauch qualificirten, und eine solche gesellige Nacht verjüngte sie jederzeit um dreißig Jahre; denn nach dem Lehrsatz des Celsus sog ihr ausgetrockneter Körper alle gesunden jugendlichen Exhalationen des rüstigen Schlafgesellen gierig ein. Außerdem verabsäumte sie nie, Abends vor Schlafengehen mit Igelfett den alten Pergamentband ihrer Haut wohl zu salben, sie lind und schmeidig zu erhalten, um nicht bei lebendigem Leibe zur Mumie zu werden.

Ohne das Gesetz der Keuschheit weder mit Gedanken, Worten oder Werken im mindesten zu verletzen, hatten die drei Knappen nothgedrungen der Alten den verlangten Ehrendienst geleistet; sie hatte sich mit guter Manier neunzig lästige Jahre vom Halse geschafft, ging wieder ganz flink und keck einher, und der kluge Sarron, den seine Schlauheit dießmal nicht von dem Schicksal seiner Consorten befreiet hatte, machte die Bemerkung, daß die größten Uebel mehrentheils nur in der Einbildung beständen, und daß eine schlecht zugebrachte Nacht nicht mehr Stunden und Minuten zähle, als die glück-

lichste. Da am dritten Tage die neubelebte Alte die drei Bettconsorten beurlaubte, und sie mit freundlichen Worten fürder ziehen hieß, trat der Redner Sarron auf, und sprach: »Es ist nicht Sitte im Lande, einen Gast unbegabt von sich zu lassen; zudem haben wir einen Dank oder Zehrpfennig von euch verdient: ihr habt uns baß getrillt, und wohl geplagt, um einen Bissen Brot und einen Trunk Wasser. Haben wir nicht das Feuer beim Kochtopf angeschürt, wie die Küchenmägde? Haben wir nicht euren Hausfreund, den schwarzen Kater, wieder eingehascht, der entsprungen war? Und haben wir euch nicht an unserm Herzen erwarmen lassen, da der Frost des Alters euer Knochengerippe schüttelte? Was wird uns dafür, daß wir euch getaglöhnert und hofiret haben?«

Die Mutter Drude schien sich zu bedenken. Sie war nach Gewohnheit alter Matronen zäher Natur, und schenkte nicht leicht etwas weg: gleichwohl hatte sie die drei Wichte in Affection genommen, und schien geneigt, ihrer Anforderung Genüge zu leisten. »Laßt sehen,« sprach sie, »ob ich euch mit einer Gabe bedenken kann, dabei sich Jeder meiner erinnere.« Sie trippelte darauf in ihre Rumpelkammer, kramte darinnen lange herum, schloß Kasten auf und Kasten zu, und rasselte mit den Schlüsseln, als wenn sie die hundert thebanischen Pforten im Beschluß hätte. Nach langem Verharren kam sie wieder zum Vorschein, im Zipfel ihres Kleides etwas verborgen tragend; wendete sich dann gegen den weisen Sarron und fragte: »Wem soll das, was ich in meiner Hand habe?« Er antwortete: »Dem Schwertträger Andiol.« Sie zog hervor einen verrosteten Kupferpfennig, und sprach: »Nimm hin, und sage mir: wem das soll, was ich mit meiner Hand fasse?« Der Knappe, der mit der Spende übel zufrieden war, antwortete trotzig: »Mag's nehmen wer's will, was kümmert's mich!« Die Drude sprach: »Wer mag's?« Da meldete sich Amarin, der Schildhalter, und empfing ein Tellertüchlein von feinem Trell, sauber gewaschen und geplättet. Sarron stand auf der Lauer und gedachte das Beste zu erhaschen: aber er empfing nichts als ei-

nen Däumling von einem ledernen Handschuh, und wurde von seinen Cameraden derb ausgelacht.

Die drei Gesellen zogen nun ihrer Straße, nahmen kaltsinnig Abschied, ohne sich für die milden Gaben zu bedanken, oder die Freigebigkeit der kargen Matrone zu rühmen, möchten ihr wohl gar Injurien gesagt haben, wenn nicht der Mistelstengel, dessen Kraft sie allerseits erprobt hatten, sie im Respect gehalten hätte. Nachdem sie ein Feldweges fortgewandert waren, fing's dem Schwertträger Andiol erst an zu wurmen, daß sie sich in der Drudenhöhle nicht besser bedacht hätten. »Hörtet ihr nicht, Cameraden,« sprach er, »wie die Unholdin in ihrer Rumpelkammer Kasten auf- und zuschloß, um den Plunderkram zusammen zu suchen, womit sie uns gefoppt hat? In ihren Kasten war gewiß Reichthum und Ueberfluß. Wären wir klug gewesen, so hätten wir getrachtet, der Zauberruthe, ohne welche sie nichts vermag, uns zu bemächtigen, wären in die Vorrathskammer gedrungen, und hätten, wie's der Kriegsleute Sitte und Brauch ist, Beute gemacht, ohne uns von einem alten Weibe narren zu lassen.« Der unwillige Knappe perorirte noch lange in diesem Ton, und beschloß damit, daß er den verrosteten Pfennig hervorzog, und aus Verdruß von sich warf. Amarin folgte dem Beispiel seines Consorten, schwenkte das Tellertuch um den Kopf, und sprach: »Was soll mir der Lappen in einer Wüste, wo wir nichts zu beißen haben; wenn wir einen wohlbesetzten Tisch finden, wird uns auch kein Träufeltuch fehlen;« überließ es drauf den wehenden Winden, die es einem nahen Dornstrauch zuweheten, der den Minnesold der alten Liebschaft an seinen spitzen Zacken festhielt. Der weitriechende Sarron witterte indeß etwas von verborgenen Kräften der verschmäheten Gaben, und tadelte die Unbesonnenheit seiner Spießgesellen, die nach dem gemeinen Weltlauf die Dinge nur von der Außenseite beurtheilten, ohne den innern Gehalt zu prüfen: aber er predigte tauben Ohren. Dagegen war er auch nicht zu bereden, sich des unansehnlichen Däumlings zu entledigen: vielmehr nahm er durch diese Geschichten Anlaß,

ein und den andern Versuch damit anzustellen. Er zog ihn über den Daumen der rechten Hand ohne Wirkung; hierauf wechselte er mit dem Daumen der Linken, und so schlenderten die drei Gefährten noch eine Weile fort. Urplötzlich blieb Amarin stehen und fragte verwundernd: »Wo ist Freund Sarron geblieben?« — »Laß ihn, der Geizhals wird auffsammeln, was wir weggeworfen haben.« Still und staunend hörte Sarron diese Rede. Es überlief ihn ein kalter Schauer, und er wußte sich in seiner Freude kaum zu mäßigen; denn das Geheimniß des Däumlings war ihm nun enträthselt. Seine Cameraden machten Halt, ihn zu erwarten: er aber ging seinen Schritt rüstig fürbaß, und als er einen guten Vorsprung gewonnen hatte, rief er mit lauter Stimme: »Ihr Trägen, was weilet ihr dahinten? wie lange soll ich eurer harren?« Hoch aufhorchend vernahmen die beiden Knappen die Stimme ihres Gefährten vorwärts, den sie weit zurück vermutheten, verdoppelten deßhalb ihre Schritte, und liefen hastig vor ihm vorüber, ohne ihn zu sehen. Darüber freute er sich nur noch mehr, weil er nun gewiß war, daß ihm der Däumling die Gabe der Unsichtbarkeit mitgetheilt hatte; und so trillt' er sie wacker, ohne daß sie auf die Ursache dieser Täuschung riethen, ob sie sich gleich weidlich den Kopf darüber zerbrachen. Sie vermeinten, ihr Gefährte sei von einer Felsenwand in's tiefe Thal hinabgegleitet, habe sich den Hals abgestürzt, und sein leichter Schatten umschwebe sie nun, ihnen das Valet zuzurufen. Darüber kam ihnen große Furcht an, daß sie Judasschweiß schwitzten.

Seines Spiels endlich müde, versichtbarte sich Sarron wieder, und belehrte seine hoch aufhorchenden Gefährten von der Beschaffenheit des wundersamen Däumlings, schalt ihren Unbedacht, und sie standen da ganz verblüfft, wie die stummen Oelgötzen. Nachdem sie sich von ihrem Erstaunen erholet hatten, liefen sie spornstreichs zurück, die verschmäheten Gaben der Mutter Drude wieder in Besitz zu nehmen. Amarin jauchzte laut auf, als er schon in der Ferne das Tellertuch am Wipfel des Dornbusches wehen sah, welcher das

anvertraute Gut, obgleich die vier Winde des Himmels um dessen Besitz zu kämpfen schienen, getreuer verwahret hatte, als mancher Depositionsschrank das Erbtheil der Unmündigen, unter gerichtlichem Schloß und Riegel. Mehr Mühe kostete es, den verrosteten Pfennig wieder im Grase aufzufinden; doch Eigennutz und Geldsucht gab dem spähenden Eigenthümer Argusaugen, und diente ihm zur Wünschelruthe, seine Schritte zu leiten, und den Ort zu treffen, wo der Schatz verborgen lag. Ein hoher Luftsprung und lautes Freudengeschrei verkündete den glücklichen Fund des verrosteten Pfennigs.

Von der langen Promenade war die Reisegesellschaft sehr ermüdet, und suchte den Schatten eines Feldbaums, sich vor den drückenden Sonnenstrahlen zu bergen, denn es war hoch Mittag, und der Hungerwurm dehnte sich achtzehn Ellen lang durch die leeren Gedärme, und erregte im Grimmdarm unangenehme Empfindungen. Dem ungeachtet waren die drei Abenteurer frohen Muthes; ihr Herz schwoll von freudiger Hoffnung, und die beiden Gesellen, welche die Kräfte ihrer Wundergaben noch nicht erprobt hatten, stellten damit allerlei Versuche an, solche zu erforschen. Andiol suchte seine wenige Barschaft zusammen, legte dazu den Kupferpfennig und fing an zu zählen, vorwärts, rückwärts, mit der Rechten, mit der Linken, von oben herunter, von unten hinauf, ohne die vermutheten Eigenschaften eines Heckpfennigs zu entdecken. Amarin hatte sich auf die Seite gemacht, knüpfte gar ehrbar sein Tellertuch in's Knopfloch, betete in aller Stille sein Benedicite, that darauf die beiden Flügelthüren seiner geräumigen Brotpforte weit auf, und erwartete nichts Geringeres, als daß ihm eine gebratene Taube in den Mund fliegen würde; aber die Procedur war viel zu links, als daß das magische Tüchlein operiren konnte, darum begab er sich wieder zur Gesellschaft, erwartend, was der Zufall entziffern werde. Die Empfindung des Heißhungers begünstiget zwar eben nicht die frohe Laune; aber wenn die Federkraft der Seele einmal gespannt ist, so erschlafft sie auch nicht gleich von jeder kleinen Wetterveränderung. Bei Amarin's

Zurückkunft riß ihm Sarron auf eine lustige Art das Tüchlein aus der Hand, breitete es auf dem Rasen unter den Baum, und rief: »Heran Gesellen! der Tisch ist gedeckt, bescher' uns nun die Kraft des Tellertuchs einen wohlgekochten Schinken darauf, und Weißbrot vollauf.« Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so regnete es Raspelsemmeln auf den Laken vom Baum herunter, und zugleich stand eine antike Majolik in Form einer bauchigen Schüssel da, mit einem gesottenen Schinken. Erstaunen und Eßlust malten auf den Gesichtern der hungrigen Tischgenossen einen seltsamen Contrast; der Instinct aus dem Magen besiegte jedoch bald die Bewunderung. Mit froher Gierigkeit regten sie nun die Kinnbacken, daß man hätte glauben sollen, das tactmäßige Geräusch einer Stampfmühle zu hören. Keinem entfiel während der Mahlzeit ein Wort, bis die letzte Fleischfaser von dem Knochen geschälet war.

Der Hunger war bald überflüssig gestillt, nun meldete sich der peinliche Zwillingsbruder desselben, der Durst an, besonders da der Schmecker Sarron die Bemerkung machte, daß der Schinken etwas zu viel Salz gehabt habe. Der ungestüme Andiol bezeigte zuerst seine Unzufriedenheit über die halbe Mahlzeit, wie er sie nannte: »Der mich speis't ohne Trank,« sprach er, »dem weiß ich's wenig Dank,« und kannegießerte noch viel über die mangelhafte Wundergabe des Tellertuches. Amarin, der sein Eigenthum nicht wollte heruntersetzen lassen, fand sich durch diese Kritik beleidiget, faßte das Tuch bei den vier Enden, es sammt der Schüssel wegzutragen; doch wie er's zusammen nahm, war Schüssel und Schinkenknochen daraus verschwunden. »Bruder,« sprach er zu dem übermüthigen Kritler, »wenn du in Zukunft ein Gast seyn willst, so nimm mit dem vorlieb, was dir mein Tisch darbeut, und suche für deine durstige Milz eine ergiebige Quelle; was den Trunk betrifft, das kommt hier auf's andere Blatt; wo ein Backhaus steht, sagt das Sprichwort, da hat kein Bräuhaus Platz.« — »Wohlgesprochen!« versetzte der Schlaukopf Sarron, »laß doch sehen, was dein anderes Blatt besagt,« entriß ihm nochmal das Teller-

tuch und breitete es links auf die Matten, mit dem Wunsche, daß der dienstbare Geist desselben, möchte darauf erscheinen lassen Weinflaschen ohne Zahl, mit dem besten Malvasier gefüllt. Im Umsehen stand eine Majolik da, dem Ansehen nach zum vorigen Service gehörig, als ein Henkelkrug geformt, mit dem herrlichsten Malvasier gefüllt.

Jetzt hätten die glücklichen Knappen, beim Genuß des süßen Nektars, ihren Zustand nicht mit Kaiser Carl's Throne vertauscht. Der Wein flutete alle Sorgen des Lebens auf einmal fort, und perlte schäumend in den ehernen Pickelhauben, die sie statt der Pokale gebrauchten. Selbst Andiol, der Splitterrichter, ließ nun den Talenten des Tellertüchleins Gerechtigkeit widerfahren, und wenn's dem Eigenthümer feil gewesen wäre, so hätte er's flugs um den verrosteten Pfennig und dessen noch unerkannte Verdienste eingetauscht. Dieser ward ihm gleichwohl immer werther, und er fühlte jeden Augenblick darnach, um zu erfahren, ob er noch zur Stelle sei. Er zog ihn hervor, das Gepräge zu beschauen, davon die geringste Spur sogar verloschen war; darauf wendet' er ihn um, die Rückseite zu betrachten. Das war die rechte Methode, dem Pfennig seine Spende abzulocken. Wie er auch hier weder Bild noch Ueberschrift entdeckte und ihn wieder beistecken wollte, fand er unter dem Wunderpfennig ein Goldstück von gleicher Größe, und eben so dick als derselbe; er wiederholte den Versuch noch oftmal unbemerkt, um seiner Sache gewiß zu seyn, und fand das Manoeuvre zuverlässig. Mit der ausgelassenen Freude, welche der alte Syrakuser Philosoph empfand, als er im Bade die Wasserprobe des Goldes ausgespähet hatte, und aus frohem Unsinn, in unverschämter Nacktheit, sein εὕρηκα durch alle Gassen posaunte, erhob sich Andiol der Schwertträger von seinem Rasensitze, hüpfte mit krummen Bockssprüngen um den Baum, und schrie aus voller Kehle: »Cameraden, ich hab's! Ich hab's! und verhehlt' ihnen nicht seinen alchymischen Proceß. Im ersten Feuer seines freudigen Enthusiasmus bracht' er in Vorschlag, Augenblicks die wohl-

thätige Mutter Drude wieder aufzusuchen, die ihre kleinen Neckereien so edelmüthig vergütet hatte, sich ihr zu Füßen zu werfen und ihr zu danken. Ein gleichmäßiger Trieb beseelte sie Alle, geschwind rafften sie ihre Habseligkeiten zusammen, und trabten frisch den Weg zurück, wo sie hergekommen waren. Aber entweder wurden ihre Augen gehalten, oder die Weindünste führten sie irre, oder die Mutter Drude verbarg sich geflissentlich vor ihnen: genug, es war nicht möglich, die Grotte wieder zu finden, ob sie gleich die Pyrenäen fleißig durchkreuzten, und die abenteuerlichen Gebirge schon im Rücken hatten, ehe sie merkten, daß sie irre gegangen wären, und sich auf der Heerstraße nach dem Königreiche Leon befänden.

Nach einer gemeinschaftlichen Consultation wurde beschlossen, diese Marschroute zu verfolgen, und allgemach der Nase weiter nachzugehen. Das glückliche Kleeblatt der Knappen sah nun wohl, daß sie sich im Besitz der wünschenswerthesten Dinge befanden, die, wenn sie nicht geradezu das größte Erdenglück gewährten, doch die Grundlage zur Erreichung jedes Wunsches enthielten. Der alte lederne Däumling, so unscheinbar er war, hatte alle Eigenschaften des berufenen Ringes, welchen Gyges ehemals besaß; der verrostete Pfennig war so gut und brauchbar, als der Seckel des Fortunatus; und dem Tellertuch war, außer der ursprünglichen Gabe, noch nebenher der Segen jener berühmten Wunderfläche des heiligen Remigius verliehen. Um sich des wechselseitigen Genusses dieser herrlichen Geschenke, bedürfenden Falls, zu versichern, machten die drei Gesellen einen Bund, sich nie von einander zu trennen, und ihre Güter gemeinschaftlich zu gebrauchen. Indessen rühmte Jeder nach der gewöhnlichen Vorliebe für sein Eigenthum seine Gabe als die vorzüglichste, bis der weise Sarron bewies, daß sein Däumling alle Vollkommenheiten der übrigen Wunderspenden in sich vereinige. »Mir,« sprach er, »steht in den Häusern der Prasser Küch' und Keller offen; ich genieße des Vorrechts der Stubenfliegen, mit dem König aus einer Schüssel zu speisen, ohne daß er mir's wehren kann; auch den Geldkasten der Rei-

chen zu leeren, und selbst die Schätze aus Indostan mir zuzueignen, steht in meiner Macht, wenn ich mich den Weg dahin nicht verdrießen lasse.

Unter diesen Gesprächen langten sie zu Astorga an, wo König Garsias von Suprarbien Hof hielt, nachdem er mit der Prinzessin Urraca von Arragonien, die ihre Schönheit eben so berühmt gemacht hat, als ihre Coquetterie, sich vermählt hatte *). Der Hof war glänzend, und die Königin schien die lebendige Musterkarte ihrer Residenz zu seyn, an der man Alles, was die Eitelkeit zum Prunk der Damen erfand, übersehen konnte. In den pyrenäischen Wüsteneien waren die Begierden und Leidenschaften der drei Wanderer eng begränzt, und mäßig. Sie begnügten sich an der Gabe des Tellertüchleins; wo sie einen schattenreichen Baum fanden, breiteten sie es aus, und hielten offne Tafel. Sechs Mahlzeiten des Tages waren das Wenigste, und es gab keinen Leckerbissen mehr, den sie sich nicht auftischen ließen. Wie sie aber in die Königsstadt einzogen, erwachten in ihrer Brust tobende Leidenschaften, sie machten große Projecte, sich durch ihre Talente vorzustreben, und aus dem Knappenpöbel in den Herrenstand hinauf zu schwingen. Unglücklicher Weise sahen sie die schöne Urraca, deren Reize sie so bezauberten, daß sie den Anschlag faßten, bei dieser Prinzessin ihr Heil zu versuchen, um sich für das Abenteuer in der

---

*) Alle Prinzessinnen dieses Namens stehen in üblem Rufe. Eine jüngere Urraca, Alfons VI. von Leon Tochter und Erbin, lebte so üppig und unkeusch als eine Messalina, ließ sich von ihrem zweiten Gemal, Alfons von Arragonien, unter dem Vorwand der zu nahen Verwandtschaft scheiden, um ihre Buhlerei desto ungestörter fortzusetzen, woraus Mißhelligkeit und Krieg entstand; sie starb in der Geburt eines Bastards. Noch eine jüngere Urraca, Alfons IX. Tochter, brachte ihr verhaßter Name um eine Krone; denn als die französischen Gesandten eine von den arragonischen Prinzessinnen für ihren König zur Gemalin wählen sollten, zogen sie die häßliche der schönen vor, weil jene Blanca, diese Urraca hieß.

Drudenhöhle zu entschädigen. Sie merkten nicht so bald einander ihre Sympathien ab, so erwachte in ihren Herzen eine nagende Eifersucht, das Band der Eintracht wurde zerrissen, und wie überhaupt drei Glückliche schwerlich unter einem Dache hausen können, denn die Eintracht ist die Tochter wechselseitiger Bedürfnisse: so zerfiel die Conföderation mit einem Male, die Erbverbrüderten trennten sich, und gelobten einander nur das Einzige, ihr Geheimniß nicht zu verrathen.

Andiol setzte, um seinen Nebenbuhlern zuvorzukommen, seinen Taschenprägstock alsbald in Bewegung, verschloß sich in eine einsame Kammer und ermüdete nicht, den kupfernen Pfennig umzuwenden, um den Säckel mit Goldstücken anzufüllen. Sobald er bei Casse war, staffirte er sich als ein stattlicher Ritter heraus, erschien bei Hofe, nahm Bestallung, und zog bald durch seine Pracht die Augen von ganz Astorga auf sich. Die Neugierigen forschten nach seiner Herkunft, aber er beobachtete über diesen Punct ein geheimnißvolles Schweigen, und ließ die Klügler rathen; doch widersprach er nicht dem Gerüchte, welches ihn für einen Sprossen aus Carl des Großen wilder Ehe ausgab, und nannte sich Chilverich, den Sohn der Liebe. Die Königin entdeckte vermöge ihres Scharfblicks diesen Trabanten, der in dem Wirbel ihrer Zauberreize seine Bahn beschrieb, mit Vergnügen, und verabsäumte nicht, ihre anziehende Kraft auf ihn wirken zu lassen, und Freund Andiol, dem in den höhern Regionen der Liebe noch Alles neu und fremd war, schwamm in dem Strome des Aethers, der ihn fortriß, wie eine leichte Seifenblase dahin. Die Coquetterie der schönen Urraca war nicht ganz Temperament, oder Stolz, auf dem Faden ihrer Eitelkeit nur Herzen anzureihen, um mit dieser blendenden Garnitur, die in den Augen der Damen sonst wohl ihren Werth haben mag, zu paradiren. Der Eigennutz, ihre Anbeter zu plündern, und das boshafte Vergnügen, sie hernach zu verhöhnen, hatte an ihren Liebeshändeln großen Antheil. Ob sie gleich einen Thron besaß, so strebte sie doch, Alles zu haben, worauf

die Menschen einen Werth legen, wenn sie auch weiter keinen Gebrauch davon zu machen wußte. Ihre Gunst wurde nur um den höchsten Preis verliehen, welchen die bethörten Champions darauf zu setzen vermochten; sobald ein verliebter Duns geplündert war, erhielt er mit höhnender Verachtung den Abschied. Von diesen Opfern einer unglücklichen Leidenschaft, die den Honigseim des Genusses mit bitterer Reue vergällte, wußte Frau Fama im ganzen Königreich Suprarbien viel zu erzählen; demungeachtet fehlte es nicht an dummdreisten Motten, die um das verderbliche Licht flogen, in dessen Flamme sie ihren Untergang fanden.

Sobald Crösus Andiol von der raubsüchtigen Königin gewittert wurde, nahm sie sich vor, seiner als eines sinesischen Apfels sich zu bedienen, den man ganz ausschält, um des süßen Markes zu genießen. Die Sage von seiner illustern Abkunft, und der große Aufwand, den er machte, gaben ihm bei Hofe so viel Gewicht und Ansehen, daß auch den scharfsichtigsten Augen durch diese glänzende Hülse der Schildknappe nicht durchschien, obgleich seine handfesten Sitten die vormalige Troßgenossenschaft oft verriethen. Diese Anomalien der feinern Lebensart cursirten am Hofe vielmehr für baren Originalgeist und Charakterzüge eines Kraftgenies. Es gelang ihm, unter den Günstlingen der Königin den ersten Platz zu erhalten, und um ihn zu behaupten, scheuete er weder Müh' noch Kosten. Täglich gab er prächtige Feten, Turniere, Ringelrennen, königliche Gastmahle, fischte mit goldenen Netzen, und würde, wie der Verschwender Heliogabal, die Königin in einem See von Rosenwasser oder Lavendelgeist herumgeschifft haben, wenn sie die römische Geschichte studirt hätte, oder von selbst auf diesen sinnreichen Einfall gekommen wäre. Indessen fehlte es ihr nicht an ähnlichen Ideen. Bei einer Jagdpartie welche ihr neuer Günstling veranstaltet hatte, äußerte sie den Wunsch, den ganzen Wald in einen herrlichen Park mit Grotten, Fischteichen, Cascaden, Springbrunnen, Bädern von parischem Marmor, Palästen, Lusthäusern und Colonnaden umgeschaffen zu sehen, und den Tag

darauf waren viel tausend Hände geschäftig, den großen Plan auszuführen, und das Ideal der Königin, wo möglich, noch zu verschönern. Wenn das lange so fortgedauert hätte, würde das ganze Königreich umgeformt worden seyn; wo ein Berg stand, wollte sie eine Ebene haben, wo der Landmann ackerte, wollte sie fischen, und wo Gondeln schwammen, wünschte sie Carroussel zu reiten. Der kupferne Pfennig ermüdete so wenig Goldpfennige auszubrüten, als die erfindsame Dame solche durchzubringen; ihr einziges Bestreben war, den hartnäckigen Verschwender mürbe zu machen, und ihn zu Grunde zu richten, um seiner los zu werden.

Indeß Andiol am Hofe sich auf eine so glänzende Art producirte, mästete sich der träge Amarin von den Wohlthaten seines Tellertuchs; doch verleideten ihm Neid und Eifersucht gar bald den Hochgeschmack seiner Tafel. »Bin ich nicht eben sowohl,« dacht' er, »Ritter Roland's Knappe gewesen, wie Andiol, der stolze Prasser? Und ist die Mutter Drude nicht auch in meinen Armen erwarmet? Gleichwohl hat sie ihre Gaben so ungleich ausgetheilt: er hat Alles, und ich habe nichts! Ich darbe im Ueberfluß, habe kein Hemde auf dem Leib', und keinen Heller im Säckel; er lebt prächtiger als ein Prinz, glänzt am Hofe, und ist der Günstling der schönen Urraca. Unwillig nahm er sein Tellertuch zusammen, steckt's in die Tasche, und ging auf den Marktplatz promeniren, als eben der Mundkoch des Königs öffentlich ausgestäupt wurde, weil er durch eine schlecht zugerichtete Mahlzeit dem Monarchen eine starke Indigestion zugezogen hatte. Wie Amarin diese Geschichte erfuhr, fiel's ihm auf, und er dachte bei sich selbst: »In einem Lande, wo man Küchenversehen so streng ahndet, werden sonder Zweifel auch Küchenverdienste hoch belohnt.« Stehenden Fußes ging er in die Hofküche, gab sich für einen reisenden Koch aus, der Dienste suche, und verhieß in Zeit von einer Stunde das Probestück zu liefern, welches man von ihm fordern würde.

Das Küchendepartement wurde am Hofe zu Astorga, wie billig, für eins von den wichtigsten anerkannt, welches auf das Wohl oder

Weh des Staates zunächst Einfluß habe. Denn die gute oder böse Laune des Regenten und seiner Minister hängt doch größten Theils von der guten oder schlechten Dauung des Magens ab, und daß diese durch die chemische Operation der Küche befördert oder gehindert werde, ist eine bekannte Sache. Nun aber hat der Weiseste der Könige in seinen Sprüchen, vermuthlich aus eigener Erfahrung, gelehret, daß ein grimmiger Leu minder furchtbar sei, als ein übellauniger König; darum war es ein höchst vernünftiger Grundsatz, mit der Wahl des Mundkochs sorgfältiger zu Werke zu gehen, als mit der Wahl eines Ministers. Amarin, dessen Außenseite ihn eben nicht empfahl (denn er hatte völlig das Ansehen eines Landstreichers), mußte seine ganze Beredsamkeit, das ist, das Talent der Windbeutelei, zusammennehmen, um unter die Aspiranten der Kochbestallung aufgenommen zu werden. Nur die Dreistigkeit und Zuverlässigkeit, mit welcher er von seiner Kunst sprach, bewog den Speisemeister, ihm ein Cochon de lait farci en haut goût, an welcher Zurichtung die Kunst der erfahrensten Köche oft gescheitert war, zur Probe aufzugeben. Als er die Ingredienzien dazu fordern sollte, verrieth er eine so grobe Unwissenheit in der Wahl derselben, daß sich die ganze Küchengilde des Lachens nicht enthalten konnte. Er ließ sich aber das alles nicht irren, verschloß sich in eine abgesonderte Küche, schürete zum Schein ein großes Feuer an, deckte in aller Stille sein Tellertuch auf, und begehrte das verlangte Probestück meisterlich zugerichtet. Augenblicklich erschien das leckere Gericht in der gewöhnlichen antiken Majolik; er nahm's, richtete es zierlich auf einer silbernen Schüssel an, und übergab's dem Oberschmecker zur Prüfung, der mit Mißtrauen ein wenig auf die Zunge nahm, um die feinen Organe seines Gaumens nicht durch eine verpfuschte Speise zu verletzen. Allein zu seiner Verwunderung fand er das Farci köstlich, und erkannt' es würdig, auf die königliche Tafel aufgetragen zu werden. Der König bezeigte seiner Unpäßlichkeit halber wenig Eßlust; doch kaum duftete ihm das herrliche Farci Wohlgeruch entgegen, so klärte sich seine Stirn auf, und der Horizont derselben deutete auf

gut Wetter. Er begehrte davon zu kosten, leerte einen Teller nach dem andern ab, und würde das ganze Spanferkel aufgezehrt haben, wenn nicht eine Anwandlung von Wohlwollen gegen seine Gemahlin ihn bewogen hätte, ihr einige Ueberbleibsel davon zuzusenden. Die Lebensgeister des Monarchen waren durch die gute Mahlzeit so angefrischt und wirksam, und Se. Majestät fanden sich nach der Tafel so wohlgemuth, daß Sie geruheten mit dem Minister zu arbeiten, und sogar aus eigner Bewegung die dornigten Geschäfte von der langen Bank vorzunehmen. Das herrliche Triebrad dieser so glücklichen Revolution wurde nicht vergessen; dem kunsterfahrnen Amarin wurden prächtige Kleider angethan; man führte ihn aus der Küche vor den Thron, und nach einer langen Lobrede auf seine Talente, ward er, mit Feldhauptmannsrang, zum ersten Mundkoch des Königs ernannt.

In kurzer Zeit erreichte sein Ruhm den höchsten Gipfel. Alle Leibgerichte der übelberüchtigten römischen Sardanapalen aus dem Alterthum, welche der knausrige Zopf, und der frugale Hilmar Curas, in ihren historischen Schulcompendien jenen alten Weltbeherrschern für Beweise der ausgelassensten Verschwendung, und wollüstigsten Schleckerei, anrechnen, die, ihrer Meinung nach, den Ruin des Reichs, und der römischen Finanzen nach sich gezogen haben sollen, zum Beispiel die Krafttorten mit gediegenen Goldkörnern bestreut, Pasteten von Pfauenzungen, Krammetsvögelhirn, Rebhühnereier, nach welchen Dingen heut zu Tag keinem seinen Züngler mehr lüstet; nicht minder Fricassées von Hahnenkämmen, Karpfenaugen, Barbenmäulern, in welchen letztern, der alten Sage nach, eine Gräfin von Holland ihre Grafschaft soll vernascht haben: alles das waren nur alltägliche Gerichte, die der neue Apicius seinem Monarchen auftischte. An Galatagen, oder wenn er den königlichen Gaumen noch leckerhafter zu kitzeln gut fand, vereinigte er oft die Seltenheiten aus allen drei Theilen der damals bekannten Welt in einer einzigen Schüssel, und schwang sich durch diese Verdienste zu dem eminenten Posten eines königlichen Oberküchenmeisters, und endlich gar zum Majordomo empor.

Ein so glänzendes Meteor am Küchenhorizont beunruhigte das Herz der Königin außerordentlich. Sie vermochte bisher Alles über ihren Gemahl, und führte ihn am Gängelbande ihrer Willkür; aber nun befürchtete sie, durch die unvermuthete Favoritenschaft, um Gewalt und Ansehen zu kommen. Dem guten König Garsias war die freie Lebensart seiner Gemahlin nicht verborgen; aber entweder besaß er so viel politisches oder physisches Phlegma, daß er um des lieben Hausfriedens willen, oder aus körperlicher Indolenz, nie an seine Stirn fühlte, und wenn ihn je zuweilen eine grämliche Laune anwandelte, so griff ihn seine schlaue Donna von der schwachen Seite des Magens an, und erfand schmackhafte Brühen und Ragouts, die auf seinen Geist so mächtig wirkten, als wenn sie mit dem Wasser aus dem Fluß Lethe wären eingekocht gewesen. Doch seit der Küchenrevolution, welche Amarin's Tellertuch bewirkte, kam die Kochkunst der Königin um alle Reputation. Sie hatte einige Mal die Dreistigkeit gehabt, sich mit dem Majordomo in einen Wettkampf einzulassen; aber allemal zu ihrem Nachtheil. Denn anstatt über Amarin's Schüssel zu siegen, wurde die ihrige gemeiniglich unversucht abgetragen, und den Aufwärtern und Tellerleckern Preis gegeben. Ihr Schöpfungsgeist ermüdete in Zubereitung köstlicher Speisen; Amarin's Kunst konnte nicht anders, als durch sich selbst übertroffen werden. Unter so kritischen Conjuncturen machte die Königin den Entwurf, auf das Herz des neuen Günstlings ihres Gemahls einen Angriff zu wagen, um ihn durch die Liebe in ihr Interesse zu ziehen. Sie berief ihn ingeheim zu sich, und durch die Ueberredungskunst ihrer Reize gelang es ihr leicht, das von ihm zu erhalten, was sie wünschte. Er verhieß ihr auf den nächst bevorstehenden Geburtstag des Königs eine Zurichtung von seiner Façon, welche Alles übertreffen sollte, was jemals dem Sinne des Geschmackes geschmeichelt hätte. Welche Belohnung für diese Gefälligkeit der Majordomo sich ausbedungen, läßt sich leichter errathen, als erzählen. G'nug, so oft die Königin mit Amarin's Kalbe pflügte, behielt ihre Schüssel,

nach dem Urtheil des Königs und seiner Schranzen, jederzeit den Preis.

Die beiden Wichte spielten nun am Hofe zu Astorga die ansehnlichsten Rollen, und strotzten nach unbändigem Stolz und Uebermuth, nach Art glücklicher Parvenus, einher. Ob sie das Schicksal nach ihrer Trennung gleich wieder so nahe zusammen gebracht hatte, daß sie aus Einer Schüssel aßen, aus Einem Becher tranken, und die Gunst der schönen Urraca theilten: stellten sie sich doch, ihrer Verabredung gemäß, wildfremd gegen einander, und ließen nichts von ihrer ehemaligen Kameradschaft merken. Keiner von beiden wußte sich indessen zu erklären, wo der weise Sarron hingeschwunden sey. Dieser hatte, vermöge seines Däumlings, bisher das strengste Incognito beobachtet, und die Vortheile desselben auf eine Art genossen, die zwar nicht in die Augen fiel, aber dem ungeachtet ihm alle seine Wünsche gewährte. Der Anblick der schönen Urraca hatte auf ihn eben den Eindruck gemacht, als auf seine Spießgesellen; seine Wünsche und Anschläge waren die nämlichen, und weil es zur Ausführung derselben keiner Umständlichkeit bedurfte, so hatte er in Absicht der königlichen Liebschaft bereits einen großen Vorsprung gewonnen, ehe seine Nebenbuhler das Mindeste davon ahneten. Seit der Trennung umschwebte der weise Sarron die beiden Consorten unsichtbar, und blieb nach wie vor Amarin's Tisch- und Andiol's Taschengenoß, füllte den Magen mit den Ueberbleibseln von der Tafel des einen, und seinen Beutel unbemerkt mit dem Ueberfluß des andern. Seine erste Sorge war, sich in ein romantisches Gewand zu werfen, um seinen Plan auszuführen, und die schöne Königin in ihrer Schäferstunde zu beschleichen. Er kleidete sich in himmelblauen Atlas mit rosenfarben Unterkleidern, in Form eines arkadischen Schäfers, der in einem Maskensaal seine Herde weidet, parfümirte sich durchaus, und trat, durch Hilfe seiner Wundergaben, ungesehen in der Königin Gemach, zur Zeit ihrer Sieste.

Der Anblick der schlafenden Schönheit, im reizvollsten Negligé,

entflammte seine Begierden so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, einen feurigen Kuß auf ihre purpurfarbenen Lippen zu drücken, von dessen Schnalzen die schlummernde Hofdame erwachte, deren Function war, mit einem Fliegenwedel von Pfauenfedern ihrer Gebieterin kühle Luft zuzufächeln, und die geflügelten Insecten zu verscheuchen. Die Prinzessin erweckte der herzhafte Kuß gleichfalls aus dem süßen Schlafe, und sie frug mit lüsterner Verschämtheit, wer im Zimmer sey, der es wagen dürfte, einen Kuß auf ihren Mund zu drücken. Die Hofdame setzte ihren Windfächer wieder in Bewegung, als wenn sie immer munter gewesen wäre, versicherte, daß keine dritte Person im Zimmer sey, und fügte die Vermuthung hinzu, es müsse ein süßer Traum Ihro Hoheit getäuscht haben. Die Prinzessin war ihrer Empfindung viel zu gewiß, und befahl dem aufwartenden Kammerfräulein außen im Vorsaal bei der Wache Nachfrage zu halten. Indem diese ihr Taburet verließ, um dem Befehl Folge zu leisten, fing der Windfächer an sich zu bewegen, und der Königin kühle Luft zuzuwehen, welche Blütenduft und Ambragerüche ausathmete. Ueber dieser Erscheinung kam der Königin Grausen und Entsetzen an, sie sprang von ihrem Sopha auf und wollt' entfliehen, fand sich aber von einer unsichtbaren Gewalt zurückgehalten, und vernahm eine Stimme, welche diese Worte ihr zuflüsterte: »Schönste Sterbliche, fürchtet nichts, ihr befindet euch unter dem Schutze des mächtigen Königs der Feien, Dämogorgon genannt. Eure Reize haben mich aus den obern Regionen des Aethers in die drückende Atmosphäre des Erdballs herabgezogen, eurer Schönheit zu huldigen.« Bei diesen Worten trat die Hofdame in's Zimmer, um von ihrem Auftrag Rapport zu erstatten, sie wurde aber gleich wieder mit Protest zurückgeschickt, weil ihre Gegenwart bei dieser geheimen Audienz entbehrlich schien.

Die schöne Urraca fand sich natürlich durch einen solchen überirdischen Liebhaber ungemein geschmeichelt, sie ließ alle Farben der feinsten Coquetterie spielen, um durch den bunten Schimmer ihrer buhlerischen Reize, den Beherrscher der Feien zu blenden, und sich eine

so wichtige Eroberung zu sichern. Von der bescheidensten Verlegenheit, welche sie Anfangs affectirte, ging sie zu den wärmsten Gefühlen der aufkeimenden Leidenschaft über. Sie fing an, den Druck der unsichtbaren Hand zu erwiedern, darauf folgten schmachtende, halblaute Seufzer, und ein inneres Stöhnen, welches den vollen Busen bald hob, bald senkte; nur die zaubervollen schwarzen Augen blieben unthätig, weil sie keinen Gegenstand fanden, worauf sie wirken konnten. Dagegen ließ die liebreizende Königin ihren Witz so mächtig spielen, daß Sir Dämogorgon Mühe hatte, seinen ätherischen Verstand bei Ehren zu erhalten. Die trauliche Zärtlichkeit der Liebenden wuchs mit jedem Augenblick, die Königin beklagte nur, daß ihr ätherischer Liebhaber ein Wesen ohne Körper sey, und schien der Körperwelt vor der Geisterwelt ein großes Vorrecht einzuräumen. »Habt ihr,« sprach sie, »mir nicht eingestanden, mächtiger Beherrscher des Luftkreises, daß euch die körperlichen Reize einer Sterblichen gefesselt haben? Aber was soll mein Herz an euch binden? Liebe ohne Sinnlichkeit, dünkt mich, sey ein Unding.« Der Luftmonarch wußte darauf nichts zu antworten; denn obgleich die platonische Liebe in den Luftregionen eigentlich hauset, und hier der Ort gewesen wäre, durch diese beliebte Theorie sich aus der Affaire zu ziehen, so war ihm doch weder Plato, noch sein System, bekannt. Darum faßte er das Ding bei einem anderen Ende an. »Wisset, schöne Prinzessin,« sprach er, »daß es wohl in meiner Macht steht, mich zu verkörpern, und in Menschengestalt mich euren Augen darzustellen; aber eine solche Erniedrigung ist unter meiner Würde.« Die schöne Urraca ließ indessen nicht ab, diese Aufopferung so dringend zu begehren, daß der verliebte Feienkönig dem Verlangen seiner Dame nicht widerstehen konnte. Er willigte dem Anscheine nach ungern ein, und die Phantasie der Prinzessin schob ihr das Bild des schönsten Mannes vor, den sie mit gespannter Erwartung zu erblicken vermeinte. Aber welcher Contrast zwischen Original und Ideal, da nichts als ein gemeines Alltagsgesicht zum Vorschein kam, einer von den gewöhnlichen Menschen, dessen

Physiognomie weder Genieblick, noch Sentimentalgeist verrieth! Der angebliche Feienprinz hatte in seiner arkadischen Schäfertracht völlig das Ansehen eines flämischen Bauers, in einer ostadischen Schenke. Die Königin verbarg ihre Verwunderung über diese bizarre Erscheinung, so gut sie konnte, und beruhigte sich vor der Hand damit, daß der stolze Luftgeist, des zudringlichen Begehrens halber, sich zu verkörpern, ihrer Sinnlichkeit vermuthlich eine kleine Pönitenz habe auferlegen wollen, und daß er, bei einer anderweitigen Erscheinung, sich schon adonisiren werde.

Das erste Selb-ander endigte sich also, im Ganzen genommen, zur Zufriedenheit beider Theile. Es wurden neue Zusammenkünfte verabredet, welche der weise Sarron nicht verabsäumte, und sich durch die Umarmungen der reizenden Buhlschaft für die Abenteuer in der Drudenhöhle mehr als genug entschädigte. Vielleicht wär' er jedoch ohne die Gabe der Unsichtbarkeit glücklicher gewesen, als mit derselben. Unerkannter Weise folgte er seiner Dame wie ihr Schatten, und da konnt' es nicht fehlen, Entdeckungen zu machen, die einem Liebhaber eben nicht behagen. Er fand, daß die gefällige Prinzessin ihre Gunstbezeigungen auf Koch und Kämmerling, wie auf den Feenherrscher, mit gleichmäßiger Freigebigkeit ausspendete, und diese fatale Collision mit den vormaligen Zeltkameraden, die so gut accreditirt waren als er selbst, erzeugte in seinem Herzen eine quälende Eifersucht. Er sann auf Mittel, die Nebenbuhler auszubeißen, und fand zufälliger Weise Gelegenheit, seinen Groll an dem Dummkopf Amarin auszulassen.

Bei einem Gastmahle, womit die Königin ihren Gemahl und den ganzen Hof regalirte, wurde eine verdeckte Schüssel aufgetragen, für welche König Garsias seinen rüstigen Appetit ganz aufsparte. Denn ob sie gleich das Tellertuch hergezaubert hatte, so cursirte sie doch unter der Firma der Königin, und der Oberküchenmeister betheuerte hoch, daß die Kochkunst von Ihro Hoheit die seinige diesmal so weit übertroffen, daß er, um seine Reputation nicht auf's Spiel zu

etzen, sein gewöhnliches Contingent zum Tafelaufsatz zurückbehalten habe. Diese Schmeichelei ging der Königin so glatt ein, daß sie solche dem Majordomo mit dem zärtlichsten, bedeutsamsten Blicke bezahlte, welcher dem unsichtbar auflauernden Sarron durch's Herz schnitt. »Schon gut!« sprach er unwillig zu sich selbst, »ihr sollt Alle nichts davon schmecken.« Als der Vorschneider die Schüssel aushob, und die Glocke abdeckte, verschwand zum Erstaunen aller umstehenden Hofdiener die darin verborgene Leckerei, und die Schüssel war leer und ledig. Es erhob sich unter der Dienerschaft groß Flüstern und Gemurmel, der Vorschneider ließ vor Schrecken das Messer zur Erde fallen, und sagt's an den Speisemeister. Dieser lief zum Oberschmecker, und hinterbracht' ihm die Hiobspost, welcher nicht säumte, sie seinem Chef in's Ohr zu spediren; darauf erhob sich der Majordomo mit ernsthafter Amtsmiene von seinem Platz, und raunte der Königin die traurige Novelle gleichfalls in's Ohr, welche darüber leichenblaß ward, und Schlagwasser begehrte. Der König harrete indeß mit großer Begierde dem Credenzer entgegen, der ihm den sehnlich erwarteten Leckerbissen auftragen sollte. Er sah bald zur Rechten, bald zur Linken, nach dem Teller, der da kommen sollte; da er aber die Bestürzung der Hofdiener wahrnahm, und wie Alles in Verwirrung durch einander lief, fragte er, was das sey, und die Königin faßte sich ein Herz und eröffnete ihm mit wehmüthiger Geberde, es habe sich ein Unfall ereignet, daß ihre Schüssel nicht aufgetragen werden könne. Ueber dieses unangenehme Aviso ergrimmte der hungrige Monarch, wie leicht zu erachten, gar sehr in seinem Herzen, schob mit Unmuth den Stuhl, und begab sich in sein Appartement, bei welchem eilfertigen Rückzuge sich Jedermann wahrte, ihm in den Weg zu treten. Die Königin weilte auch nicht lange im Speisesaal, und begab sich in ihr Gemach, daselbst über den armen Amarin den Stab zu brechen.

Augenblicklich ließ sie den bestürzten Majordomo, der sich von seinem Schrecken über die verschwundene Speise, und den darüber geäußerten Unwillen des Königs, noch nicht erholt hatte, vor sich

bescheiden, und als er de- und wehmüthig der zornmüthigen Gebieterin sich zu Füßen legte, redete sie ihn emphatisch mit diesen Worten an: »Undankbarer Verräther, achtest du die Gunstbezeigungen einer Königin so gering, daß du es wagen darfst, den Unwillen ihres Gemahls gegen sie zu reizen, und sie dem Gelächter des Hofgesindes auszusetzen? Ist dein Ehrgeiz so unbegränzt, daß du mir für den höchsten Preis den kleinen Ruhm mißgönnst, des Königs Tafel mit der niedlichsten Speise zu besetzen? Reuete dich dein Versprechen, auf mein Geheiß das herrlichste Schaugericht herzuzaubern, daß du es verschwinden ließest, da ich im Begriff war Lob und Beifall davon einzuernten? Offenbare mir flugs das Geheimniß deiner Kunst, oder erwarte den Lohn der Zauberei auf dem Scheiterhaufen, wo du, morgenden Tages, bei langsamen Feuer braten sollst.«

Dieser strenge Bescheid engte dem zaghaften Tropf dergestalt das Herz ein, daß er der Rache der Königin nicht anders zu entrinnen glaubte, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Beschaffenheit seiner Kochkunst. Da nun seine geschwätzige Zunge einmal im Gange war, und er überdies der aufgebrachten Dame den Verdacht zu benehmen wünschte, daß er das köstliche Ragout neidisch habe verschwinden lassen, verschwieg er weder die Abenteuer in den Pyrenäen, noch die Spenden der Mutter Drude. Durch diese getreue Erzählung gelangte die Königin auf einmal zu der längstgewünschten genauen Kundschaft ihrer drei Favoriten, und ward augenblicks Sinnes, sich der magischen Geheimnisse derselben zu bemächtigen. Sobald der unbedachtsame Schwätzer ausgeschwatzt, und, seiner Meinung nach, sich hinlänglich gerechtfertigt hatte, nahm sie das Wort, und sprach mit verächtlicher Miene: »Elender Tropf! meinst du mit einer armseligen Lüge dich zu retten und mich zu täuschen? Laß m r die Wunder deines Tellertuchs sehen, oder fürchte meine Rache.« Amarin war so willig als schuldig, diesem kategorischen Befehl Folge zu leisten. Er zog sein Tellertuch hervor, breitet' es aus, und fragte, was er der Königin auftischen solle? Sie begehrte eine reife Muscatennuß, in der

frischen Schale. Amarin gebot dem dienstbaren Geiste des Tüchleins; die Majolik erschien, und die Königin empfing die reife Muscatennuß in der Schale, an dem grünen Zweige, welchen ihr Amarin ehrerbietig auf den Knien, zu ihrer Verwunderung, darreichte. Doch anstatt darnach zu greifen, erfaßte sie das magische Tellertuch, und warf's in eine offne Lade, die sie hurtig verschloß. Ohnmächtig sank der betrogene Majordomo zu Boden, da er den Verlust seiner zeitlichen Glückseligkeit vor Augen sah; die schlaue Räuberin aber that einen lauten Schrei, und als ihre Diener hereintraten, sprach sie: »Dieser Mann ist mit der fallenden Sucht behaftet, pfleget sein; doch laßt ihn nie wieder zu mir hereintreten, daß er mir kein zweites Schrecken mache.«

Dämischer Weise hatte der kluge Sarron, bei aller seiner Klugheit, sich diesmal schlecht vorgesehen, da er seinem Compan einen hämischen Possen zu spielen gedachte. Aus Schadenfreude verschlang er gierig die geraubte Leckerei, uneingedenk der goldnen Regel, welche drei weise Nationen, wegen ihrer Brauchbarkeit, so kurz und rund in drei Worte eingeschlossen haben *), und empfand Uebelseyn und Magendrücken. Aus Furcht, sichtbare Beweise seiner Unsichtbarkeit im Tafelgemach zurückzulassen, suchte er das Freie und promenirte im Park, um durch die Bewegung die Ladung des Magens in einen engern Raum zu drängen. Er konnte die Königin also diesmal nicht in ihr Gemach begleiten; sie hatte ihn aber Tages vorher zu einer partie fine auf den Abend eingeladen, wo er auch nicht versäumte, sich einzufinden. Die Königin war ungemein bei Laune, auch so zärtlich und liebreizend wie eine Grazie, daß Freund Dämogorgon im süßen Taumel der Lüste dahinschwand. In dieser Verzückung reichte ihm die schlaue Buhlerin eine Nektarschale dar, die sie selbst credenzte, und deren Genuß ihn bald in süßen Schlummer wiegte; denn es war ein wirksamer Schlaftrunk darin verborgen.

*) Ne quid nimis. Rien de trop. Allzuviel ist ungesund.

Sobald er laut zu schnarchen begann, bemächtigte sich die arglistige Räuberin des Däumlings der Unsichtbarkeit, ließ den Luftmonarchen durch ihre Diener forttransportiren, und in einem Winkel der Stadt auf die freie Straße legen, wo er auf dem Steinpflaster den narkotischen Taumel ausschnarchte. Der Königin kam vor Freude kein Schlaf in die Augen, ihr Dichten und Denken war nur darauf gerichtet, auch das dritte magische Kleinod zu erhaschen.

Kaum vergüldete der erste Morgenstrahl die Zinnen des königlichen Palastes zu Astorga, so schellte die rastlose Dame ihren Zofen, und sprach: »Sendet Botschaft an Childerich, den Sohn der Liebe, daß er mich frühe zur Messe geleite, und diese Gunst mit einem reichen Opfer für die Armen löse.« Der verzärtelte Günstling des Glücks, und der schönen Urraca, wälzte sich noch auf dem weichen Lager, gähnte hoch auf, da er die ehrsame Botschaft empfing, ließ sich dennoch von seinen Kammerdienern halbschlaftrunken ankleiden, und verfügte sich nach Hof, wo ihm der Oberkämmerer der Königin ein scheles Gesicht machte, daß ihm die Ehre widerfahren sollte, sein Stellvertreter zu seyn. Mit andächtigem Pomp ging der Zug diesmal in die Domkirche, wo der Erzbischof mit seinen Chorherrn ein feierliches Hochamt hielt. Das Volk hatte sich in großer Anzahl bereits versammelt, die herrliche Procession zu begaffen. Die schöne Urraca, und noch mehr die reiche Schleppe ihres Kleides, von sechs Hofdamen ihr nachgetragen, erregte allgemeine Bewunderung. Eine Menge frecher Bettler, Lahme, Blinde, Krüppel, auf Krücken und Stelzen, umringten den pompösen Kirchzug, verlegten der Königin den Weg, und fleheten um Almosen, welche Andiol zur Rechten und Linken, aus seinem Säckel, reichlich ausspendete. Ein blinder Greis zeichnete sich durch seine Dreistigkeit, mit welcher er sich herzudrängte, und durch sein bängliches Geschrei, womit er Wohlthaten forderte, vor seinen übrigen Consorten aus. Er kam der Königin nicht von der Seite, hielt unabläßig seinen Hut auf, und bat um eine milde Gabe. Andiol warf ihm von Zeit zu Zeit ein Goldstück hinein, doch

eh' es der Blinde fand, stahl es ihm flugs ein diebischer Nachbar weg, und er fing seine Litanei von Neuem an. Die Königin schien dieser unglückliche Greis zu rühren, sie entriß behend ihrem Begleiter den Säckel, und gab ihn in die Hand des blinden Mannes. »Nimm hin,« sprach sie, »guter Alter den Segen, den dir ein edler Ritter durch mich mittheilt, und bete für das Wohl seiner Seele.«

Andiol erschrack über diese königliche Freigebigkeit, auf seine Kosten, dergestalt, daß er aus aller Fassung kam und mit der Hand eine Bewegung machte, als wenn er den Säckel wiederhaschen wollte, über welche scheinbare Filzigkeit das andächtige Gefolge der Königin in ein lautes Gelächter ausbrach. Dadurch wurde seine Bestürzung nur noch größer, gleichwohl trug er so viel Scheu, den Wohlstand zu beleidigen, daß er die Königin am Arm in die Kathedrale geleitete, und sein Herzeleid, so gut er konnte, verbarg, bis die Messe gesungen war. Drauf forschte er mit Fleiß nach dem Bettler, und verhieß große Belohnung für eine alte Gedenkmünze aus dem Säckel, die, seinem Vorgeben nach, ein seltnes Cabinetstück sei. Aber Niemand wußte zu sagen, wo der Bettler hingeschwunden war; sobald der Säckel in seiner Hand war, verschwand er, und kam nicht mehr zum Vorschein. Eigentlich wäre der sehende Blinde im Vorgemach der Königin zu erfragen gewesen, wo er der Rückkehr derselben harrete; denn er war ihr Hofnarr, den sie in einen blinden Bettler verkappt hatte, um sich des Heckpfennigs zu bemächtigen, welchen sie zu ihrer großen Freude auch in dem Säckel fand, den ihr Geschäftsträger treulich überantwortete.

Die arglistige Frau befand sich nun, durch ihre Künste, im Besitz aller magischen Kleinodien der drei Knappen, welche, untröstbar über ihren Verlust, stöhnten und jammerten, und sich aus Verzweiflung Haar und Knebelbart zerrauften. Sie aber triumphirte stolz über den guten Erfolg ihrer Prellerei, und kümmerte sich nicht weiter um das Schicksal der drei unglücklichen Wichte. Das Erste, was sie begann, war eine Prüfung, ob die Wunderdinge ihre pro-

ductive Kraft auch in der Hand der neuen Inhaberin äußern würden. Der Versuch gelang nach Wunsch: das Tellertuch lieferte auf ihr Geheiß seine Schüssel, der kupferne Pfennig gebar Ducaten, und unter der Hülle des Däumlings ging sie ungesehen durch die Wache im Vorsaal in die Gemächer ihres Frauenzimmers. Mit frohem Herzklopfen machte sie Entwürfe zu den glänzendsten Scenen, die sie auszuführen gedachte, und die Lieblingsidee daraus war, sich in eine leibhafte Fee zu verwandeln. Sie war sinnreich, ein neues System von der Natur dieser räthselhaften Damen zu erfinden, deren genauere Kenntniß dem Forschungsgeiste der Weltweisen selbst verborgen ist. Was ist eine Fee anders, dachte sie, als die Besitzerin eines oder mehrerer magischer Geheimnisse, wodurch sie die Wunder ausrichtet, die sie über das Loos der Sterblichen zu erheben scheinen? und kann ich nicht in Absicht dieser verborgenen Kräfte mich als eine der ersten Feen qualificiren? Der einzige Wunsch blieb ihr übrig, einen Drachenwagen, oder ein Gespann Schmetterlinge zu besitzen, denn der Weg durch die freie Luft war ihr vor der Hand noch verschlossen. Doch schmeichelte sie sich, daß ihr auch dieses Vorrecht nicht fehlen werde, wenn sie erst in den Feenconvent aufgenommen wäre; sie hoffte leicht eine gefällige Schwester zu finden, welche ihr so eine luftige Equipage durch Tausch, gegen eine ihrer Wundergaben, ablassen würde. Nächte lang unterhielt sie sich mit dem angenehmen Gedankenspiel, hübsche Jungen zu beschleichen, sie unsichtbarer Weise zu necken, ihnen zu liebkosen, den Kopf zu verrücken, durch Liebesqual sie zu peinigen, und statt der Nymphe sie entweder einen leeren Schatten greifen zu lassen, oder, nach Beschaffenheit der Umstände, auch wohl ihre Wünsche zu verwirklichen. Dennoch fühlte die neue Fee den Mangel eines wesentlichen Bedürfnisses, ehe sie es wagen konnte, mit Anstand auf Abenteuer auszugehen; es fehlte ihr noch an einer wohlgerüsteten Feengarderobe. Mit dem frühesten Morgen, der auf eine durchwachte Nacht folgte, in welcher ihre warme Phantasie den sämmtlichen Feenornat, von der Schwungfeder an bis zum

Absatz des niedlichen Schuhes, assortirt hatte, wurde die gesammte Schneiderzunft zu Astorga in Arbeit gesetzt, als wenn die erste Maskerade daselbst hätte eröffnet werden sollen, oder die eigensinnigsten Theaterprinzessinnen bei einer Opera Seria zu bedienen gewesen wären. Doch ehe diese Zurüstung zur Vollkommenheit gedieh, trug sich etwas zu, darüber das ganze Königreich Suprarbien, am meisten aber die schöne Urraca, in Erstaunen gerieth.

Die lange Anstrengung des Geistes hatte die veridealisirte Königin in einer Nacht endlich in Schlummer gewiegt, als sie durch eine martialische Stimme plötzlich aufgeweckt wurde, welche ihr das furchtbare: de par le Roi, in die Ohren donnerte. Ein wachthabender Officier gebot ohne Verzug ihm zu folgen. Die erschrockene Dame fiel aus den Wolken, wußte nicht, was sie sagen oder denken sollte, fing an mit dem Kriegsmann zu expostuliren, der außer seiner gegenwärtigen Function sonst gar eine leidliche Figur machte, weßhalb ihm auch, im Vorbeigehn gesagt, die Ehre eines Feenbesuchs zugedacht war. Nach einer vergeblichen Appellation an die höchste Instanz, merkte die Königin wohl, daß sie der schwächere Theil sei, und gehorchen müsse: »Des Königs Wille ist mein Gebot,« sprach sie, »ich folge euch.« Da sie das sagte, ging sie zu ihrer Lade, um ein Regentuch, wie sie vorgab, zum Schutz gegen die Nachtkälte überzuwerfen, in der That aber das Kunststück mit dem Däumling zu practiciren, und urplötzlich zu verschwinden. Allein der Hauptmann hatte strenge Ordre, und war so unbescheiden, der schönen Gefangnen diese kleine Bequemlichkeit zu versagen. Weder Bitten noch Thränen vermochten etwas über den hartherzigen Kriegsmann, er umfaßte sie mit seinem muskulösen Arm, und schob sie behend zum Zimmer hinaus, welches sogleich die Justiz in Beschlag nahm, und versiegeln ließ. Unten am Portal hielt eine Sänfte, von zwei Maulthieren getragen, in welcher die jammernde Königin im nachlässigsten Negligé Platz nehmen mußte; und nun ging der Zug beim Schein der Windlichter, still und trübselig wie eine Nachtleiche, durch die einsamen Straßen zum Thor

hinaus, zwölf Meilen Weges in einer Strecke, in ein abgelegenes Kloster, ringsum hochvermauert, wo die in Thränen zerschmolzene Gefangne, in ein schauervolles Kämmerlein, vierzig Klafter tief unter der Erde, eingesperret wurde.

König Garsias hatte seit dem unbehaglichen Festtage, an welchem sein Leibessen aus der Schüssel verschwunden war, so viel üble Laune gehabt, daß kein Auskommen mehr mit ihm war. Die eine Hälfte seiner Minister und Hofdiener war in Ungnade gefallen, und die andere, die gleiches Schicksal befürchtete, raffinirte mit Fleiß darauf, diese milzsüchtigen Anfälle eiligst wegzuschaffen. Der Leibarzt brachte zu diesem Behuf ein Vomitiv in Vorschlag, der Kammerdiener eine Mätresse, der Primas regni einen Bußtag, der General der Armee einen Kreuzzug gegen die Saracenen, der Oberjägermeister eine Jagdpartie, der Hofmarschall eine Pastete von rothen Rebhünern, im Geschmack des Majordomo; denn was den Letztern selbst betraf, so hatte er nach dem Verlust seines Tellertuchs sich eclipsirt wie das famöse Schaugericht. Unter diesen Palliativen behielt die Jagdpartie, als ein Mittel der Zerstreuung, womit die wenigste Schwierigkeit verbunden war, die Oberhand, wiewohl sie das nicht leistete, was man sich davon versprach. Der König konnte das verschwundene Meisterstück der Kochkunst nicht verschmerzen, und gab deutlich zu verstehen, er sei der Meinung, daß es mit dieser Verschwindung nicht mit rechten Dingen zugegangen sey; ja, er äußerte gegen seine Vertrauten von seiner Gemahlin selbst den schlimmen Verdacht der Zauberei. Die Königin hatte bei Hofe eine starke Gegenpartei. Sobald ihre Widersacher merkten, unter welchem Aspect dem Humor des Königs jetzt die Beherrscherin seines Willens erschien, verabsäumte der Geist der Cabale nicht, diese Gelegenheit sie zu verderben, zu benutzen, und dies gelang desto leichter, weil der Aufenthalt des Königs auf einem Jagdschlosse, die Talente des Tellertuchs, welches in Astorga gar leicht ein schmackhaftes Sühnopfer hätte liefern können, unwirksam machte. Nachdem die Sache in einem Cabinetsrath der

Vertrauten reiflich war erwogen, und von Läufer, Hofzwerg, Schalksnarren, Kammerdiener, Leibarzt, und wer sonst noch das Ohr des Monarchen hatte, der Fall der stolzen Königin war beschlossen worden, berief der König einen geheimen Staatsrath zusammen, durch welchen er die Sentenz des engern Ausschusses rechtskräftig bestätigen ließ, worauf solche auch stracklich vollzogen wurde.

Eine Hofcommission war nun unermüdet beschäftiget, den Nachlaß dieser unglücklichen Prinzessin zu durchstören, um Beweisthümer der Zauberei, irgend einen Talisman, magische Charaktere, vielleicht auch gar einen Contract m dem bösen Feinde, oder eine Copie davon aufzufinden. Alles Geschmeide und andere Kostbarkeiten, deßgleichen der ganze Feenapparat, wurde getreulich consignirt; doch aller angewandten Mühe ungeachtet, konnte die blödsüchtige Justiz nichts entdecken, was auf Zauberkünste eine Beziehung zu haben schien. Das eigentliche Corpus delicti, der Raub der rolandischen Knappschaft, hatte ein so unverdächtiges, und unbedeutendes Ansehn, daß man diese Schätze der Magie nicht einmal würdigte, sie zu inventiren. Das köstliche Tellertuch, das durch öftern Gebrauch des ehemaligen Besitzers etwas unscheinbar worden war, diente dem unwissenden Gerichtsschreiber zum Haderlappen, die schwarzen Fluten eines umgestoßenen Tintenfasses damit aufzutrocknen; der wunderbare Däumling, das herrliche Vehikel der Unsichtbarkeit, und der reichhaltige Kupferpfennig, wurden als unnützer Plunder in's Auskehricht geworfen. Was aus der Königin Urraca in dem trübseligen Kloster, wohin sie vierzig Klafter tief unter die Erde exilirt war, geworden ist; ob sie zu lebenslänglicher Pönitenz verurtheilt wurde, oder jemals wieder das Tageslicht erblickt hat; deßgleichen, ob die drei magischen Geheimnisse durch Moder, Rost und Verwesung zerstöret, oder von einer glücklichen Hand dem Schutt und Kehrichthaufen, welchem alle Erdengüter endlich zur Aufbewahrung anheimfallen, entrissen worden: davon beobachtet die alte Legende ein tiefes Stillschweigen. Billig hätte das Glück einem darbenden Tugendhaften, der bei dem

Schweiße seiner Arbeit mit einer ausgehungerten Familie schmachtete, und nur Thränen hatte, wenn die jungen Raben nach Brot schrien, das nahrhafte Tellertuch, oder den wuchernden Pfennig in die Hände spielen sollen; und einem abgezehrten, harmvollen Liebhaber, dem Vatertyrannei oder Mutterdespotismus sein Mädchen raubte, und in's Kloster stieß, hätte das Kleinod der Unsichtbarkeit sollen zu Theil werden, um seine Geliebte aus der strengen Clausur zu befreien, und sich untrennbar mit ihr zu vereinigen. Doch eine solche Anomalie von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge in dieser Unterwelt wäre zu sonderbar gewesen, um sich wirklich zu begeben. Die wünschenswerthesten Erdengüter befinden sich gewöhnlich unter schlechter Administration, und der Eigensinn des Glücks versagt sie von jeher Denen, die einen bescheidenen und vernünftigen Gebrauch davon machen würden.

Nach dem Verlust aller Spenden der freigebigen Mutter Drude, emigrirten die geplünderten Inhaber derselben in aller Stille aus Astorga. Amarin, der, ohne sein Tellertuch, der Function eines Oberküchenmeisters nicht Genüge leisten konnte, strich sich zuerst; Andiol, der Sohn der Liebe, folgte ihm auf dem Fuße nach. Da ihn die große Leichtfertigkeit seines Gelderwerbes die gewöhnliche Arbeitsscheu reicher Prasser gelehret hatte, so war er zu faul, seinen Pfennig nach dem Verhältniß seiner Ausgabe umzuwenden, lebte auf Credit, und pflegte nur bei schlimmen Wetter, oder wenn er keine Lustpartie hatte, seine Casse zu füllen. Jetzt war er unvermögend, seine Gläubiger zu befriedigen, er wechselte daher sonder Verzug die Kleider, und ging ihnen aus den Augen. Sobald Sarron aus seinem Todtenschlaf erwachte, und merkte, daß er aufgehöret hatte, den Feenkönig zu spielen, schlich er sich mißmuthig in's Quartier, suchte seine alte Rüstung hervor, und nahm den ersten besten Weg gleichfalls zum Thor hinaus.

Der Zufall fügt' es, daß die roland'sche Knappschaft auf der Heerstraße nach Castilien wieder zusammen traf. Anstatt mit un-

nützen Vorwürfen einander zu kränken, die ihren Zustand jetzt um nichts bessern konnten, faßten sie sich mit philosophischer Gelassenheit in ihr Schicksal. Die Gleichheit desselben und die unvermuthete Zusammentreffung erneuerte augenblicklich die alte Kameradschaft, und der weise Sarron machte die Bemerkung, daß das Loos der Freundschaft allein dem goldenen Mittelstande zugefallen sey, und sich schwerlich mit Glück und großen Talenten vertrage.

Hierauf beschloßen die drei Consorten einmüthig, ihren Weg fortzusetzen, unter castilischen Fahnen ihrem ersten Berufe zu folgen, und Roland's Tod an den Saracenen zu rächen. Sie befanden sich bald am Ziel ihrer Wünsche, mitten im Getümmel des Schlachtfeldes; ihr Schwert trank Saracenenblut, und mit Siegespalmen umlaubt, starben sie insgesammt den Tod der Helden.

Musäus, Johann Karl August, 1735-1787 / Musäus, Johann Karl August, /
Wieland, Christoph Martin

Volksmährchen der Deutschen

Bd.: 1

Wien (1846)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.993(1#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723645-1